

Mein Jahr 1945

Prof.Dr.habil. Siegfried Grunert
Lachenweg 8, 01640 Coswig
Telefon: D 03523 62496

Mein Jahr 1945

Wenn ich heute - als 70jähriger - über mein Leben nachdenke, wird mir bewusst, dass ich viel Glück hatte. Unzählige Menschen haben 1945 ihre Existenz verloren, ihre Lebensgrundlage, ihre Gesundheit, ihre Eltern, ihr Zuhause, ihre Heimat. Alle diese Dramen habe ich in meinem Umfeld erlebt, war aber zum Glück nicht unmittelbar, oder besser, nicht direkt persönlich davon betroffen.

Meine Erzählung beginnt in der Weihnachtszeit 1944, und sie klingt aus in der Vorweihnachtszeit 1946. Ich will aufzeichnen, wie ich diese Zeit erlebt habe - als Kind an der Schwelle zum Erwachsenwerden. Alles, was ich darstelle, habe ich so erlebt oder damals so gehört; die Reihenfolge der Ereignisse mag an einigen Stellen nicht stimmen. Einiges habe ich erst jetzt erfahren oder auch erst jetzt verstanden, da ich mich mit den Ereignissen befasse. Im Text mache ich das erkennbar. Die Erinnerung speichert nur besondere Vorkommnisse. Sie werden als Episoden aneinander gereiht. Vieles verdrängt auch unser Erinnerungsvermögen. Es soll eine schlichte, ehrliche Darstellung meines Lebens während dieser Zeit werden. Ich will versuchen, mich in meine damalige Sprache und Gedankenwelt zu versetzen.

*

Ich hatte mir vorgenommen, diese Aufzeichnungen ganz unpersönlich zu schreiben. Doch als ich damit begann, habe ich gemerkt, dass ich das nicht kann, und so muss ich am Anfang mein Umfeld und meine Familie vorstellen. Ich war ein sensibles Kind, 1945 wurde ich 12 Jahre alt. Wir wohnten in unserem Einfamilienhaus in Coswig, Lachenweg 8. Von den 6 Räumen unseres Hauses bewohnten wir 4. Im Obergeschoss waren 2 Räume vermietet an Frau Grafe, eine schlichte Frau mit einem behinderten Kleinkind. - Mein Vater war im Krieg. Als Ingenieur war er Zivilangestellter der Luftwaffe und zur Organisation Todt eingezogen worden. Er hatte in Sizilien, Sardinien und Mittelitalien Flugplätze gebaut und war danach verantwortlich für die ständige Befahrbarkeit der Stulfser-Joch-Straße in Norditalien. Seinen Vorgänger in dieser Funktion hatten die Partisanen getötet; er war, nur mit der Unterhose bekleidet, auf dem Gletscher gefunden worden. - Meine Mutter konnte wegen ihrer schwachen Gesundheit (einem Herzleiden) nicht mehr arbeiten gehen. Sie besorgte mit Fleiß den Haushalt, bestellte den Garten und nähte für sich und mich Kleidungsstücke. Bei Reparatur-Arbeiten am Hause verhandelte sie mit den Handwerkern.

Unsere gesamte Verwandtschaft wohnte in Dresden. Meine Mutter hatte drei Brüder: Fritz, Hans und Viktor und eine Schwester: Liesel. Fritz hatte einen erwachsenen Sohn aus 1. Ehe und mit seiner jungen Frau Elsa die Kinder Wolfgang und Renate, später noch Frank und Joachim. - Hans war verheiratet mit seiner Gretel, beide hatten die Tochter Ursel. - Viktor war verheiratet mit Betty, und ihr Sohn war der Jürgen. - Liesel war mit Martin verheiratet, und ihre Tochter Elke war am 1. April 1944 geboren worden. - Die Mutter dieser Sippe war für mich

die "Oma". Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie die eigene Wohnung aufgegeben und wohnte in der Familie ihres Sohnes Hans. Das war ihr zweitältester Sohn. -

Die Mutter meines Vaters war für mich die "Großmutter" oder auch die "Stetzscher Oma". Ihr Mann, mein Großvater, der das Einfamilienhaus in Coswig im Alter von 72 Jahren gebaut hatte, war verstorben, und sie wohnte bei ihrem Sohn Horst in Stetzsch. Onkel Horst hatte im 1. Weltkrieg 1 Bein eingebüßt; seine Frau in 2ter Ehe war Tante Friedel. - In Dresden lebte noch ein Bruder meines Großvaters, Onkel Arno. Er war Holzbildhauer und wohnte mit seiner Frau und seiner erwachsenen Tochter in der Waisenhausgasse im Dresdener Stadtzentrum. - Die gesamte Familie hielt gute Verbindung, sie besuchte sich zu Festtagen, feierte gemeinsam Silvester und fuhr mitunter auch zusammen in Urlaub. - Nach dem Kriegsausbruch wurde von den Männern einer nach dem anderen einberufen. Die Frauen waren mit ihren Kindern allein; die Oma hielt die Verbindung aufrecht.

*

Das Jahr 1945 hatte traurig begonnen. Meine gute Mutter war sehr bemüht gewesen, den Weihnachtsabend 1944 festlich zu gestalten. Wir waren allein, ohne den Vater. Ich hatte wieder auf der Blockflöte Weihnachtslieder geblasen und Mutter hatte dazu gesungen. Den Weihnachtsbaum hatte sie in der Baumschule gekauft, im Topf, und schön geschmückt. Auch einige Kerzen hatten wir aus Wachsresten gegossen. Steppke, unser Dackel, war krank, er lag apathisch in seiner Schlafkiste und blinzelte in die Kerzenflammen. Die Bescherung fiel bescheiden aus. Die Mutter schenkte mir Kleidungsstücke, ich hatte für sie eine Kleinigkeit gebastelt. Ganz ohne Weihnachtsgeschenke, das wäre undenkbar gewesen. - Dann kam Silvester. Die letzte Nacht des Jahres wurde ähnlich wie der Heilige Abend begangen. Und am anderen Morgen lag Steppke tot in der Stube. - Die Mutter hatte mich am Vorabend schon vorbereitet und gesagt, dass er die Nacht nicht überstehen würde. Ich weinte. Er war noch einmal aus seiner Kiste gekommen und hatte sich an mich geschmiegt, als ob er Abschied nehmen wollte. - Die Mutter mußte Steppke bei der Gemeinde abmelden. Eigentlich hätten wir ihn in die Abdeckerei geben müssen, aber der zuständige Bearbeiter hatte ein Einsehen, weil er so klein war, durften wir ihn in unserem Garten begraben. Der Boden war tief gefroren. Unser Nachbar, Herr Dreißig, hatte uns schon so viel geholfen. Er übernahm auch diese Aufgabe. Seine Frau frotzelte: "Na, Totengräber hast du auch noch nicht gemacht!" Er hob das Grab aus. Mutter hatte Steppke noch eine Blüte vom Alpenveilchen in die Pfötchen

gegeben. Dann senkten wir ihn in seiner Schlafkiste in die Erde, deckten ihn mit seiner Decke zu und verfüllten die Grube.

Am Neujahrstag hatte uns die Oma mit meiner Cousine Ursel besucht. In der vorangehenden Nacht war Steppke gestorben. Ursel war auch sehr traurig über den Tod von Steppke und wollte ihn noch einmal sehen. 6 Wochen später erlitt sie selbst einen viel schrecklicheren Tod, und ihr Körper wurde neben dem ihrer Mutter in ein Massengrab geschichtet. - Aber daran dachte zu dieser Zeit noch niemand. -

Außer den immer häufiger werdenden Fliegeralarmen und den vielen Todesnachrichten von Soldaten aus unserem Ort spürten wir vom Krieg noch wenig. Manche Krieger-Witwen setzten unter die Todesanzeigen in der Zeitung: "In stolzer Trauer". Doch diese Unterschriften wurden bald zu: "In tiefer Trauer".

Die Sorge, dass auch uns Luftangriffe treffen könnten, war immer da. Nächtliche Alarmer wurden von uns Kindern anfangs als Abenteuer empfunden. Wir zogen uns an, gingen in den Keller und warteten auf die Entwarnung. Bomben waren bisher bei uns nur vereinzelt gefallen. Tagesalarmer waren spannender. Bei Voralarm - der kam 1/4 Stunde vor dem Hauptalarm - wurde die Schule geräumt, und wir sollten schnell nach Hause gehen. Ein Schulkamerad, der Friedrich Zülke, war Fahrschüler. Er hätte nur auf den Bahnhof gehen können. Ich nahm ihn mit nach Hause. Herbert Grahl, Edi Gabriel und Gerhard Pietzsch wohnten in Neucoswig am Waldrand. Wir waren vor Tieffliegerangriffen gewarnt worden. Das Deckungssuchen hatten wir bei den Pimpfen geübt. Wir liefen durch die Lutherstraße. Die war ziemlich einsichtig; dann durch die Talstraße. Hier gab es eine dichte Hecke, in der wir uns hätten verstecken können. Bis zum Hauptalarm erreichten wir den Lachenweg. Dann kamen die Schulkameraden mit zu uns in den Keller. Über die deckungslose Steinstraße hätte meine Mutter die Jungen nicht laufen lassen. So hatte das die Jahre geklappt.

Einmal hatte uns der Fliegeralarm bei einem Waldspaziergang überrascht. Es muß 1944 gewesen sein, ein sonniger Sonntagnachmittag. Wir waren am Spitzgrundteich - Mutter, ich und unser Dackel Steppke. Im Walde fühlten wir uns sicher. Wunderschön sahen wir als silberne Punkte am tiefblauen Himmel eine Bomberstaffel - plötzlich darunter schwarze Wölkchen. Erst jetzt hörten wir es knallen. Die Flak schoß nach dem Bomberverband. Dann kam ein unheimliches Summen und Rauschen - und pitsch, pitsch, pitsch, pitsch - schlugen die Splitter von den Flakgranaten in den Teich ein und knackend krachend in die Bäume. Wir hockten uns hinter einen dicken Kiefernstamm. Mutter warf sich über mich. Sie wollte mich schützen. Und der Steppke kroch zitternd unter mich. Wir waren mitten in den Splitterregen hineingeraten. Einige Minuten später war der Spuk vorbei. Mutter sagte: "Das war unsere Feuertaufe." Aber zum Waldspaziergang hatten wir nicht mehr die rechte Lust. Wir gingen zur Spitzgrundmühle. Dort arbeitete unsere Oma. Die war froh, uns gesund zu sehen. Man hatte dort bemerkt, was soeben passiert war.

Flüchtlinge kamen nach Coswig mit Gespannen, Handwagen, Autos. Die Ostfront rückte immer näher; meine Mutter verfolgte sie mit mir auf dem Atlas. Wir hatten Angst vor den Russen, aber auch vor den Amerikanern und Engländern. Gerüchte gingen um: Der Teil östlich der Elbe kommt zu den Russen, der Teil westlich der Elbe zu den Engländern und Amerikanern. Besonders die Russen waren von der Propaganda als brutal und grausam geschildert worden. - Das Leben lief weiter. - Das Winterhilfswerk veranstaltete regelmäßig Listensammlungen; und die Sammelergebnisse wurden höher. Wer noch ein Dach über dem Kopf hatte dachte, er könnte so den Ausgebombten und den Flüchtlingen so helfen.

*

Die Straßenbahn fuhr regelmäßig, meine Mutter suchte in bestimmten Abständen den Spezialarzt Dr. Hönicke in Dresden auf, und bei dieser Gelegenheit besuchten wir auch unsere Dresdner Verwandten.

So waren wir auch am 13. Februar in Dresden gewesen. Am Stübel-Platz (jetzt Straßburger Platz) standen in langen Reihen Tausende von Flüchtlingen, Frauen, Kinder und Greise, die in die Ausstellungshallen eingewiesen wurden. Sie kamen aus den Ostgebieten, waren vor den Russen geflohen und hofften auf etwas Geborgenheit in der Stadt. Meine Mutter und ich waren etwas später nach Hause gekommen und hatten gerade die Haustüre hinter uns verschlossen, da hörten wir die Sirenen heulen: Luftalarm! Da wir nach nächtlichem Luftalarm am nächsten Tage später zur Schule kommen durften, war ich nicht böse darüber. Doch dann hörten wir die Motoren der angreifenden Flugzeuge: Tiefes, tosendes Brummen, von dem die Wände erzitterten. Und das Brummen hörte nicht auf! Wie unzählig viele Flugzeuge mussten das sein! Unaufhaltsames, gleichmäßiges Brummen. Dann eine unheimliche Stille. ... Endlich gab die Sirene Entwarnung. Als wir aus dem Keller kamen, schauten wir zuerst nach unserem Ort - nichts! Als wir uns umwandten, schrie meine Mutter auf. Der ganze östliche Himmel war hellrot erleuchtet. Das waren Flammen, Dresden brannte. Ein riesiges Flammenmeer! Unser erster Gedanke: Was ist mit unseren Angehörigen?

In unserer Verzweiflung liefen wir zum Rathaus. Welche Stadtteile sind betroffen? Das ganze Zentrum, auch Außenbezirke. Der Luftschutz, das Rote Kreuz, die Feuerwehr, die Hitler-Jugend und die SA, soweit sie noch in einsatzfähigem Alter war, alle waren ausgerückt, um zu retten und zu helfen. Unser Nachbar Herr Dreißig war von Anfang an mit dabei. Am Abend des 3. Tages kam er nach Hause, legte sich noch mit den Stiefeln auf das Küchensofa und schlief sofort so fest ein, dass seine Frau dachte, er sei gestorben. Er hatte mit dem Coswiger Arzt Dr. Baumann und weiteren Sanitätern einen Verbandsplatz in der brennenden Stadt eingerichtet. Erzählt hat er davon nicht viel, aber es muss grauenhaft gewesen sein. Als Dr. Baumann am Verzweifeln war, war er es, der ihn mit harten Worten im Einsatz hielt.

Herr Dreißig war aktiv in der Arbeiterbewegung und Arbeitersamariter gewesen. Eines Tages im Sommer 1933 merkte mein Vater, als er sehr früh zur Arbeit ging, dass der alte Gärtner Martin Männer zu Dreißigs Haus führte. Bescheidsagen, evtl. Warnen war nicht mehr möglich. Man hatte Herrn Dreißig als Kommunisten denunziert. Sie schleppten ihn in die Coswiger Turnhalle, schlugen ihn grausam zusammen, malten ihm mit Ölfarbe eine rotes Kreuz auf die Glatze und schickten ihn, so gedemütigt, nach Hause. Auch seine Nachbarin, Frau Ida Schöne vom Lachenweg 12, wurde verhaftet und in die Coswiger Turnhalle gebracht. Sie war parteilos, hatte aber keine Scheu gehabt, ihre Meinung zu sagen. - Heinz Dreißig, dem Sohn von Herrn Dreißig, erging es ähnlich wie seinem Vater. An einem sonnigen Tage wurde im Radio eine Veranstaltung der Nationalsozialisten übertragen. Frau Saal, damals Mieterin in unserem Hause, drehte ihr Radio auf Anschlag und beschallte die ganze Siedlung. Das ärgerte Heinz. Er blies am offenen Fenster die Internationale auf der Querpfeife. Frau Saal stürzte los, und kurz darauf wurde Heinz abgeholt. Blutig geschlagen kam er zurück. Er war noch ein Jugendlicher.

*

Nach dem Angriff fuhr die Straßenbahn noch bis zum Stadtrand. Mit ihr kamen Menschen an, die den Flammen mit Not entronnen waren, noch in Decken gehüllt. Nur Satzketzen über das Grauen: Die ganze Stadt brennt, die Kuppel der Frauenkirche nur noch wie ein halbe Zitrone, Menschen wie Fackeln; auf den Elbwiesen die Jockeys vom Zirkus Sarrasani tot zwischen ihren toten Pferden.

Bei uns bohrende Ungewissheit bis zur Verzweiflung. Da, am späten Abend Klingeln, am Gartentor mehrere Stimmen. Meine Mutter: "Seid Ihr da?" Antwort: "Alle sind tot, Hans, Gretel, Ursel. Nur die Mutter lebt." Meine arme Mutter brach in einem Weinkrampf zusammen. Das war zu viel für ihr krankes Herz, zu plötzlich, zu unvermittelt. Ich stand hilflos bei ihr. Nur ganz langsam erholte sie sich, schluchzte und weinte nur noch leise. Meine Tante Liesel war gekommen. Der Angriff hatte ihr Wohnviertel nicht zerstört. Am Nachmittag hatten ihr BDM-Mädchen einen Brief von meiner Oma mit der schlimmen Nachricht überbracht. In ihrem Schrecken hatte sie ihr 1jähriges Töchterchen Elke in den Kinderwagen gepackt, dazu 2 Koffer mit Sachen, die ihr wichtig waren, und war die 15 km zu uns nach Coswig losgelaufen. 2 BDM-Mädchen, die sie unterwegs traf, haben ihr den Kinderwagen bis vor unser Gartentor geschoben. Es war für Tante Liesel selbstverständlich, dass meine Mutter die Elke versorgte und sie sich um ihre Mutter kümmerte.

Am nächsten Morgen fuhr Tante Liesel nach Dresden, um die Mutter zu holen. Wie das ging, weiß ich nicht genau. Vermutlich mit der Eisenbahn bis Cotta und dann zu Fuß nach Löbtau. - Am Nachmittag kam Tante Liesel mit meiner Oma in Coswig an, sie war erschöpft, aber doch gefasst. Aus ihren Erzählungen erfuhr ich, wie sich alles zugetragen hatte. Tante Liesel war zu dem Wohnhaus gegangen, sie fand es unzerstört, und es sah aus wie die Nachbarhäuser. Die Haustür ließ sich öffnen, aber das Haus war leer. Sie ging in das Treppenhaus

und rief nach ihrer Mutter, sie konnte sich ja in dem Haus verkrochen haben. Als sie sich umwandte, sah sie die Toten, ihren Bruder Hans, seine Frau Gretel, ihre Tochter Ursel und noch mehrere Bewohner des Hauses, aufgereiht und abgelegt, jeder einen Zettel auf die Brust geheftet mit seinem Namen. - Von den Nachbarn hatte Tante Liesel dann erfahren, wo sich ihre Mutter aufhielt. Sie hatte in der Nacht Unterkunft in einer Auffangstelle gefunden und dann bei einer Schwester ihrer toten Schwiegertochter, die in der Nähe wohnte.

- Wie war das möglich: Das Haus, die Wohnungen, die Möbel und alles Inventar vollständig erhalten und fast alle Bewohner tot? - Omas Aussagen: "Bei dem ersten Angriff hatten wir im Keller die Flugzeuge und die Bombardierung gehört, aber bei uns war nichts passiert. Erst als wir aus dem Keller kamen, sahen wir, was die Flieger angerichtet hatten. Plötzlich kam Hans. Ursel jubelte, „jetzt ist der Vati da, da habe ich keine Angst mehr". Die Einheit von Hans hatte schon mehrere Monate in Leipzig gelegen, sie war von der Ostfront zurückgeholt worden und wieder auf dem Wege zur Front. Von einem Urlaub hatte die Familie nichts gewusst. - Zu Beginn des Angriffs war er mit dem Zug am Bahnhof Neustadt angekommen. Aus den Zügen auf dem Bahnhof waren die Menschen von Luftschutz Helfern in einen Schutzraum geleitet worden, der im Keller des benachbarten Hotels "Bayerischer Hof" eingerichtet war. Dort hatte Hans den ersten Angriff überlebt. Danach war er über die Marienbrücke und durch die brennende Stadt gerannt zu seiner Familie nach Löbtau. "Ich habe ihm Tee gekocht und Kekse hingestellt. Da hörten wir wieder Sirenen. Wir gingen in den Keller, und wieder fielen Bomben. Hans sagte: "Das war weit - das war eine Sprengbombe - das eine Brandbombe." Dann kam der Krach - und dann Stille". Das unmittelbare Geschehen schilderte meine Oma etwa folgendermaßen: "Ich war ganz zugeschüttet und hatte die Ursel im Arm. Gretel und Hans hatten vor mir gekniet. Da rief ich: Hans, Gretel - keine Antwort, da rief Ursel: " Vati, Mutti " - keine Antwort. Ich sagte: Die sind doch nicht etwa tot!? Da fühlte ich, wie Ursels Herz plötzlich los raste - und dann setzte es aus. - Wie lange ich im Schutt gesteckt habe, weiß ich nicht. Dann rief eine Frau aus dem Nachbarhaus, sie war unser Luftschutzwart: "Ist hier jemand?" Ich antwortete. Sie: "Wir holen Sie raus, bleiben Sie ruhig, der Schutt rutscht nach. Vorsicht, schaufelt nicht in die Beine!" Dann holten sie mich raus. "Können Sie gehen?" Sie setzten mich auf die Treppe. Draußen wurde es hell. Einen nach dem anderen brachten sie aus dem Keller - alle tot., "Wen bringt Ihr jetzt?" - Ein Kind, es ist tot. "Oh Gott, das ist meine Ursel!" –

Meine Oma erholte sich bei uns allmählich. Sie hatte 2 Rippen gebrochen; der Arzt kam und bandagierte sie. Nun richteten wir uns in den 3 Räumen und der Küche unseres kleinen Hauses zu fünft ein. Den meisten Platz hatte Elke in ihrem Laufgitter. - Wir waren glücklich, dass wenigstens die Oma überlebt hatte, doch wir konnten einfach nicht fassen, wie sie überlebt hatte. Folgendes war geschehen: Eine einzelne Sprengbombe, die einzige, die im gesamten Stadtviertel gefallen ist, hatte die Pergolen des Hauses gestreift, war beim Aufschlag vor dem Keller explodiert und hatte den Schutt in den Schutzraum geworfen, in dem alle Hausbewohner versammelt waren. - 12 Stunden zuvor hatte Ursel von ihrer Pergola noch Konfetti auf die unten spielenden Kinder regnen

lassen, es war Faschings-Dienstag. -

Der Bomberpilot hatte befehlsgemäß eine Bombe, die er nach dem Bombardement auf die brennende Stadt noch in seinem Bombenschacht hatte, über einem Wohngebiet ausgeklinkt. So einfach war das! Ein Kollateralschaden im angloamerikanischen Luftterror. ... -

Am nächsten Tage wurden die Toten der Außenbezirke von einem Kommando mit einem LKW abgeholt und nach dem Heidefriedhof gebracht. Meine Mutter fuhr mit mir zum Heidefriedhof. Wir mussten von der Stadtgrenze durch ein Waldstück laufen; es war ein ruhiger, sonniger und milder Februartag. In der Friedhofsverwaltung empfing uns eine junge Frau, freundlich, aber bestimmt: "Nein, eine Einzelbeisetzung ist nicht möglich, alle kommen in Reihengräber. Sie werden von uns erfasst und nummeriert. Ich sage Ihnen die Nummern ihrer Verwandten. Wir markieren die Stellen, an denen sie beigesetzt sind, so dass Sie wissen werden, wo Ihre Toten liegen. Nein, jetzt dürfen Sie nicht hin, wann, das kann ich Ihnen noch nicht sagen." Wir ahnten nicht, wie viele Leichentransporte ständig aus der Stadt ankamen. Das schrecklichste waren die Panje-Wagen, kleine, offene Kastenwagen mit einer Gabeldeichsel, in die ein leichtes Pferd eingespannt war. Die Wagen waren in der SS-Kaserne am Wilden Mann stationiert. SS-Leute machten auch die Transporte. Die Wagen waren bis zum Rand mit Leichnamen beladen; sie fuhren im Konvoi von 30 bis 40 Wagen über die Großenhainer Straße zum Heidefriedhof.

- Vom Zaun des Friedhofes hatten wir ein vorbereitetes Reihengrab gesehen: ein Graben so breit wie ein Mensch hoch, vielleicht 20 m lang und 2 m tief. Am Rande saßen uniformierte Männer. Sicher warteten sie auf den nächsten Transport. Der Zaun war mit Planen verhängt, aber durch die Lücken zwischen den Planen konnten wir hindurch sehen.

Einfügung am 17.11.2010 Anfang:

So hatte ich das aufgeschrieben. Nachdenklich machte mich daran, dass dieses vorbereitete Massengrab weit außerhalb der Begräbnisfläche für die Opfer des Angriffes lag. Viel später gab ich das Manuskript meinem Freund Bürgel, der sich intensiver mit dem Angriff auf Dresden und seinen Folgen befasst hat. Er sagte, was ihr da gesehen habt, war die Vorbereitung einer Erschießung. Auf dem Heidefriedhof sind Plünderer erschossen worden. Nun glaube ich mich auch an Einzelheiten zu erinnern: Mutter drängte, rasch fortzugehen. Wir waren noch nicht weit gekommen, da krachte eine Salve, dann fielen einzelne Schüsse. Mutter ahnte, was dort geschehen war. Aber ich konnte das Schreckliche nicht glauben und hatte es gänzlich verdrängt. Wer waren diese Menschen? Weshalb wurden sie getötet? Kurt Vonnegut erzählt, wie sie als kriegsgefangene amerikanische Soldaten nach der Zerstörung Dresdens zum Leichenbergen eingesetzt worden sind. Einer seiner Kameraden hatte zwischen den Trümmern einen Teekessel gefunden und mitgenommen. Er ist als Plünderer erschossen worden. (Kurt Vonnegut:

Schlachthof 5. Rohwohlt, 1998. S. 1 u. 207.) Es ist auch nicht undenkbar, dass mit den „Plünderern“ auch Menschen beseitigt worden sind, vor deren Wissen die Machthaber Angst hatten.

Einfügung Ende

Als wir Wochen später auf den Friedhof durften, standen wir auf einem riesigen Gräberfeld: Eine Sandfläche, auf der in langen Reihen Holzscheite steckten mit den Nummern der Toten. Wir fanden die Nummer von Tante Gretel und an ihrer linken Seite die Nummer von Ursel. Ich formte für das Grab von Ursel ein kleines Herz aus Moos. Die Scheite steckten hier etwa 30 cm voneinander entfernt. Nach einigem Suchen fanden wir auch die Nummer von Onkel Hans, doch an einer ganz anderen Stelle. Hier steckten die Scheite nur etwa 10 cm voneinander entfernt. Meine Mutter ließ schmale Kreuze anfertigen mit den Namen; die steckten wir vor die Scheite, und wir schmückten den schmalen Streifen, unter dem unsere Lieben ruhten. Wir gingen gemeinsam mit der Oma hin. - Wenn ich heute darüber nachdenke bewundere ich die Tapferkeit, mit der die alte Frau das alles ertragen hat. Die Fotos von der Leichenverbrennung auf dem Altmarkt gingen durch die Presse. Großonkel Arno mit seiner Familie hatte dort in der Nähe gewohnt. Mich packte Grauen. Als ich 1944 vom Tode eines Bekannten unserer Familie gehört hatte, weinte ich bitterlich. Dabei hatte ich den Mann höchstens zweimal gesehen. Nun diese Bilder: Menschenleiber über einem Rost aufgestapelt wie Holzscheite - mit Benzin übergossen, angezündet - die Asche danach zusammengefeigt. Namenlose, vor wenigen Tagen noch Menschen mit hohem Lebenswillen. Ich konnte vor den Bildern nicht mehr weinen.

*

Für Tante Liesel war klar, dass sie die Wohnung von Hans ausräumen musste. Alles war erhalten: Die Glasscheiben in den Vitrinen, das Geschirr, die Gardinen, einfach alles. Auf dem Stubentisch stand noch die Tasse mit dem Tee, der nicht mehr getrunken worden war - nur die Untertasse war zerbrochen - und daneben der Teller mit den Keksen. Nur das Mobiliar auf der Pergola war weg, von hier hatte Ursel noch wenige Stunden vor dem Einschlag der Bombe Konfetti auf ihre Spielgefährten regnen lassen, und die hatten unter großem Jubel die goldenen Flitterchen herausgelesen - erzählte die Oma, als Tante Liesel das Möbel von der Pergola erwähnte. Es war ja Faschings-Dienstag. - Die Wohnung musste geräumt werden. Meine Mutter besorgte eine Transportfirma, die bereit war, den Transport zu machen. Tante Liesel ließ alles in ihre relativ große Wohnung bringen.

Was ich nun schreibe, das klingt zweifelhaft, aber ich versichere, dass es wahr ist. Es ist auch nur zu verstehen aus dem Mangel und der Aussichtslosigkeit heraus, in der damaligen Zeit im Handel Waren zu bekommen. - Wer

sollte das Erbe der Toten antreten? Die rechtmäßige Erbin war meine Oma, sie wollte jedoch nur ihre eigene Habe und sagte: "Die Sachen von Hans und Gretel teilt Euch." Der Vater von Tante Gretel, Großvater Walther, hatte seine Töchter reichlich mit guter Bett- und Tischwäsche ausgestattet. Das stellte damals einen Reichtum dar, der Begehrlichkeit wecken konnte. Vater Walther beanspruchte für seine noch lebende Tochter und deren 2 fast erwachsene Mädchen einen Teil der Wäsche. Richtig so! Aber nun kam es leider zum großen Streit zwischen den Schwestern. Meine Mutter sagte: "Fritz und Viktor sind auch erbberechtigt. Fritz mit seinen 2 Kindern und seiner jungen Frau ist am bedürftigsten, und die Sachen von der Ursel passen der Renate." Aber die beanspruchte Tante Liesel für ihre Elke. Und in diesem Streit wurde die knapp einjährige Elke zum vollen Teilhaber am Erbe, für die auch Gretels Nähmaschine aufgehoben werden sollte. Tante Liesel sagte: "Ich habe das gerettet" und begründete damit ihre Rechte. Meine Oma stand zwischen ihren Töchtern und war am Verzweifeln, und ich stand hilflos und sorgenvoll daneben, weil ich fürchtete, die Aufregung könnte die Gesundheit meiner Mutter ernsthaft schaden.

[Als ich meinen 55. Geburtstag feierte, gab Elke zum besten: "Ich habe jetzt die ganze Wäsche, die ich von meiner Mutter hatte, fortgeworfen, sie füllte mir nur all' die Jahre meine Schränke;" und im gleichen Atemzuge zu mir gewandt: "Wie gemein Deine Mutter zu meiner Mutter damals war, das hat mir meine Mutter auch erzählt." - Das war das richtige Wasser auf die Mühle meiner Schwiegertochter, die sich auch beschwerte, wie viel Wäsche ihr Mann mit in die Ehe gebracht hatte. Sie möchte sich auch gerne "neue" Wäsche kaufen! - Und wieder stand ich sprachlos und verletzt vor meiner Umgebung und dachte: "Hätte ich doch damals die Schokolade von Tante Liesel weggenascht und hätte ich statt in die Aussteuer für unseren Sohn mein Geld in einen Trabbi gesteckt, ich stünde jetzt besser da!]

Das Leben ging weiter! Geordneten Schulunterricht hatten wir seit Monaten nicht mehr. Das Schulhaus war Notunterkunft für Ausgebombte und Flüchtlinge. Wir Pimpfe wurden eingesetzt, um die Ankommenden in die Klassenzimmer einzuweisen oder auch, um Getränke auszugeben. Dieser Einsatz machte uns Spaß. Während wir auf die Flüchtlingszüge warteten, die wir mit Getränken und vorbereiteten Schnitten versorgten, saßen wir in einem Kiosk am Bahnhof, einer hatte ein Schifferklavier dabei, und wir sangen. Wenn dann ein Zug kam, war das, was wir verteilen konnten, wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Aber es herrschte große Disziplin. Damals war mir das normal, heute bewundere ich das Verhalten der Menschen. - Andere Zeiten - andere Menschen!?

Jeden Mittwoch war Dienst bei den Pimpfen mit Appell, bei dem, streng militärisch, das ganze Fähnlein in Jungzügen vor dem Fähnleinführer antrat, die Jungzüge ihre Befehle erhielten und dann ausrückten. Unser letzter Fähnleinführer, Christian Schneider, war wirklich ein feiner Kerl, ca. 18 Jahre alt, intelligent. Er gab keine sinnlosen Befehle. Wie ich hörte studierte, er nach dem Kriege Innenarchitektur und arbeitete dann bei der Defa

tätig. -

Der letzte Befehl, an den ich mich erinnere, war eine Übung "Schützenkette bilden." Der kam mit Sicherheit von höherer Stelle, die uns gerne als letztes Aufgebot gesehen hätte.

Ich erinnere mich auch an einen großen Appell vor dem Rathaus in Weinböhla. Zusammenbefohlen waren: Der Volkssturm: Alle noch gefähigen Männer, die nicht bei der Armee waren. Die Hitlerjugend: Alle männlichen Jugendlichen zwischen 14 und 18. Die Pimpfe: Alle männlichen Kinder zwischen 10 und 14 Jahren. Wir marschierten im Marschblock von Coswig nach Weinböhla. Vor Weinböhla überholten wir den Marschblock des Volkssturmes; in ihm erkannte ich unseren Pfarrer Gaudlitz im schwarzen Gehrock, seinen zarten Gehstock mit Elfenbeingriff in der Hand. - Eine gezielte Opposition, die ihn aber nicht an den Galgen bringen konnte, denn so ging er am Sonntag nach der Predigt immer durch den Ort. - Vor dem Rathaus in Weinböhla angekommen, traten die Marschblöcke im Karree an. Dann hielt ein Hochdekoriertes eine kernige Rede von Vaterlandsverteidigung und Heldenmut. Ich habe bei solchen Reden meistens an ganz andere Dinge gedacht und schon beim Rückmarsch nicht mehr gewusst, was der eigentliche Inhalt der Rede war. Ob der Volkssturm mit der Straßenbahn zurück gefahren ist, weiß ich auch nicht; sinnvoll wäre es gewesen. -

*

Die Nachrichten aus dem Radio machten, für alle erkennbar, in Zweckoptimismus. Anfangs sprachen sie noch von siegreichem Rückzug, später von strategischen Frontbegradigungen, schließlich vom Vormarsch der Angloamerikaner und der Russen. Doch da gab es auch andere Informationen von Euphorie und Häme geprägt - eben aus der anderen Sicht - aber vom Inhalt richtiger. Ihr Sendezeichen: "Bum bum bum, hier spricht England" kannte jeder. Keiner wagte, öffentlich darüber zu sprechen, denn das hätte Wehrkraftzerstörung geheißen, und darauf stand die Todesstrafe, und die wurde auch ausgesprochen und vollstreckt. Es ging auch das Gerücht um, dass "d i e" Peilfahrzeuge hätten, mit denen sie nicht nur Sender, sondern auch Empfänger von Feindsendern orten könnten. Der Empfangsradius unseres Radios reichte nicht so weit. Wieder half Herr Dreißig: "Da kommen s' e eben zu uns, wenn die senden." Und dort konnte ich u.a. hören, wie die ersten Amerikaner über den Rhein setzten. Froschmänner waren zum rechten Rheinufer getaucht. Der Sprecher sagte: "Als die Spezialeinheit in ihren Taucheranzügen ans Ufer stieg, dachten die deutschen Landser, dass Hunderte dicker Göringe aus dem Wasser kommen." Obwohl wir die Führungselite des 3. Reiches nicht gerade liebten, konnten wir über den Witz des Senders nicht so recht lachen. - Die "Feinde" drangen unaufhaltbar in das deutsche Gebiet ein. Keiner wusste, was im Falle einer Niederlage Deutschlands mit uns geschehen würde. Ich kenne niemand, der sich damals auf die "Befreiung" freute. Die deutschen Nachrichten sprachen unerschütterlich vom "Endsieg". Und als Flüsterpropaganda hörte man, dass der Führer eine streng geheime Wunderwaffe habe, die er erst in letzter Minute einsetzen wolle. Die V1- und V2-Raketen, die erst "5 Minuten vor 12" in den Krieg

eingegriffen hatten, machten das auch glaubwürdig. Die älteren Männer, die schon den 1. Weltkrieg mitgemacht hatten, sagten: "Nun möchte er aber mit seiner Wunderwaffe bald anfangen, sonst treffen sich die Russen und die Amerikaner vorher an der Elbe." Dass die Elbe die Grenze zwischen dem russisch und dem amerikanisch besetzten Gebiet werden sollte, kursierte bekanntlich als Gerücht. Und da neckten die, die noch in der Dresdner Altstadt wohnten, die in der Neustadt: "Ätsch, wir werden Amerikaner, Ihr werdet Russen!" - Vor den Russen hatten wir besondere Angst. Sie wurden in der Propaganda auch als extrem brutal und hässlich dargestellt. Ich erinnere mich an Plakate, auf denen Ungeheuer in russischer Uniform mit übergroßem Sowjetstern an der Pelzmütze und einem blutigen Dolch zwischen den Zähnen abgebildet waren oder der Tod als Skelett mit russischem Helm und Uniformmantel; natürlich auch an solche, auf denen der Tod auf einem englischen Flugzeug saß und Bomben auf Wohnhäuser schleuderte. Da wir letzteres erlebt hatten, war ersteres noch abschreckender.

*

Meine Mutter verfolgte mit mir wieder einmal den Verlauf der Ostfront nach den Radiomeldungen. Die Russen hatten Breslau genommen. Ich sah mit Grausen, wie die Russen immer näher kamen. Meine Mutter, bemüht, mir die Anspannung zu nehmen, sagte, auf den Atlas weisend: "Jetzt sind sie doch erst hier. Na, an der Neiße, da wird' s Scheiße!" Dieser Reim aus dem Munde meiner Mutter löste bei mir einen gewaltigen Lacher aus, er war einfach zu ungewöhnlich für ihren Sprachgebrauch. Aber dann fielen Görlitz und die Festung Bautzen. Wir hörten Geschützdonner, erst leise, dann lauter. Man gewöhnte sich daran. Das Leben ging weiter. -

Patriotische Begeisterung und Einsatzbereitschaft hat es sicher bei der Hitlerjugend gegeben. Wir Pimpfe wussten nicht, was da auf uns zukam und wären möglicherweise sinnlos ins Unglück gerannt. Der Volkssturm, meist Kriegsteilnehmer aus dem 1. Weltkrieg, erkannte die Sinnlosigkeit einer Verteidigung. Ob eine Weigerung als Kriegsdienstverweigerung gegolten hätte und damit unter die Todesstrafe gefallen wäre, ist unklar, aber jeder musste damit rechnen. Beim Friseur Richter war immer "voller Laden". Die Männer ließen sich rasieren und tauschten ihre Gedanken aus. Alle kannten sich und vertrauten sich. Dort hörte ich, wie diese Frage diskutiert wurde. Einer sagte: "Ist Euch klar, dass wir ohne Uniform Partisanen sind und die Russen uns erschießen werden?" Aber dann kam alles ganz anders. ...

Coswig bereitete sich auf die Verteidigung vor: Wer einen Meter Schützengraben aushebt, bekommt einen Gutschein, für den er sich in der Weinhandlung Streller eine halbe Flasche Wein abholen kann. Jeder kann (soll) möglichst viel schachten. Der Aufruf gilt allen, besonders den Pimpfen, aber auch dem BDM und den Frauen. "Da gehst Du nicht mit" sagte meine Mutter in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Sie hat dann auch

Wein gekauft, ohne dass jemand von uns geschachtet hätte. Streller war froh, sein Lager leer zu kriegen. Er fürchtete eine Russenorgie in seinem Unternehmen. -

Die Lebensmittellager wurden geordnet geräumt und die Lebensmittel über die Lebensmittelmarken geordnet an die Bevölkerung verkauft. So bekam jeder die Möglichkeit, sich einen kleinen Lebensmittelvorrat anzulegen. Das war gut so.

Aus dem Mehl buk meine Mutter Kuchen auf Vorrat. Sie rührte den Teig an, der Bäcker buk ihn für uns ab. Eines Tages, ich brachte einen Kuchen zum Backen, war aber noch nicht weit gekommen, da hörte ich ein ungewöhnliches Flugzeugmotorengeräusch. Direkt über mir setzte eine zweirümpfige Maschine zum Sturzflug an. Ich sah eine Bombe fallen, hockte mich an den Gartenzaun - Detonation! - Nichts zu sehen - weiter zum Bäcker! Auf der Berliner Bahnstrecke hatte vor dem Signal ein Militärzug gestanden. Den hatte der Flieger nicht getroffen. Die Bombe fiel auf ein winziges Spinatfeld hinter dem Bahndamm, riss dort ein Loch, in das ein kleines Haus gepasst hätte und erschlug zwei Frauen, die dort Spinat stachen. Natürlich liefen wir Jungen hin. Die Frauen waren von ihren Verwandten schon geholt worden, nur die Holzpantoffeln lagen noch da und mächtige Bombensplitter und kubikmetergroße Lehmbatzen.

Auf die Raucherkarte gab es zusätzlich Tabakwaren und Alkohol. Auch Textilien, die man lange nicht im Handel gesehen hatte, waren plötzlich auf dem Markt und wurden auf die Punktkarte - eine der Lebensmittelkarte analoge Karte zum Bezug von Textilien - verkauft. Wir fuhren mit der Straßenbahn nach Radebeul, dort war das Angebot besser. Tatsächlich, hier gab es Seppelhosen, wie ich mir schon lange eine gewünscht hatte. Mutter sah sofort, die sind zu klein, aber größere gab es nicht. Auf mein Drängeln hin kaufte Mutter mir doch eine. Ich freute mich riesig. Zu Hause angekommen, zwängte ich mich hinein und lief damit auf die Straße. Ein größerer Junge musterte mich und sagte: "Hast wohl eine neue Spezhose an?" Wieder zu Hause betrachtete mich mein Mutter: "Komm, zieh' die Hose aus. Die passt nicht. Ich gehe noch einmal in den Laden und versuche, dafür etwas anders zu bekommen." Und so geschah es. Zwar sah ich ein, dass es richtig war, aber ich war bitter enttäuscht.

Auf unserer Fahrt nach Radebeul hatten wir schon gesehen: Bei der Johannesbergstraße war ein breiter Minengürtel angelegt und in Gartenmauern waren Schießscharten gebrochen worden. Coswig war offenbar im äußeren Verteidigungsring der "Festung Dresden". Die Eisenbahndämme waren "Verteidigungswälle"; und die Brücken, die Durchlässe in den Dämmen bildeten, wurden mit Panzersperren aus starken Baumstämmen verschlossen. Auch die Straße im Spitzgrund und der Gabelweg wurden unpassierbar gemacht, indem eine Vielzahl von Bäumen durch Sprengungen über die Straße geworfen wurde. Das war ein neues, interessantes Feld für uns Kinder! Die Eisenbahnlinie der Berliner Strecke über die Neucoswiger Straße war kaum 100 m von meinem Elternhaus entfernt. Wir Kinder halfen den Leuten, die da lang mussten, mit ihrer Habe über die Sperre

zu kommen. "Geschäftstüchtige" haben sich damit sogar etwas Geld verdient; ich bin heute noch nicht geschäftstüchtig! - Interessanter waren aber auch die umgesprengten Bäume im Walde. Darin ließ sich herrlich klettern und wippen. - Wir liefen eines Tages durch das Wäldchen am Wettinstift und standen plötzlich an der Spitzgrundstraße vor einem MG-Nest. Es war offensichtlich, hier sollten die Russen, die vom Ameisenhügel aus in die Stadt vordringen wollten, aufgehalten werden. Das MG geladen, dahinter 2 sehr junge Soldaten, schussbereit; dazu mehrere Kisten Munition. "Sie erwarten wohl den Iwan?" war meine unpassende Frage. Die beiden schauten mich nur ernst an. Wir ständerten neugierig um das Loch herum, in dem sie hockten. "Ist in der Flasche Schnaps?" "Nein, Wasser". Die beiden waren uns zu einsilbig. Wir liefen weiter, quer durch das Schussfeld zum Gabelweg. Dort, wo der Gabelbach den Gabelweg kreuzt, begannen die umgesprengten Bäume. Hier war es schon interessanter: Einige Hitlerjungen ballerten mit einer Pistole gegen die Buchen, dass die Abpraller nur so wegpiffen. Sie hatten auch eine Panzerfaust dabei. Wir kletterten durch die umgesprengten Bäume zur Frontseite der Befestigung. Vor dem Großen Hohenstein endete diese wilde Sperre, und dort entdeckten wir einen aus Baumstämmen gefügten Bunker. Da er leer war, eroberten wir ihn sofort für uns. Einige packten ihre Zigaretten aus. Es wurde ganz gemütlich. -

Wir gingen ziemlich spät heim. Zwar hatten wir gehört, dass am Stadtrand von Meißen ein russischer Spähtrupp gesichtet worden war, dass aber die Russen schon Moritzburg eingenommen hatten und sich in der Nähe vom Forsthaus Kreyern lagerten, wussten wir nicht. So war das damals! - Wenn ich heute darüber nachdenke, wird mir bewusst, wir waren zwischen den Fronten und hätten in dem Bunker eine Zielscheibe geboten.

Wenn wir abends zusammen saßen - Mutter, Oma, Tante Liesel und ich - kreisten unsere Gedanken und unsere Gespräche nur um die ungewisse Zukunft. Als die Stimmung einmal ganz tief gesunken war, sagte Tante Liesel: "Martin hat mir eine Pistole dagelassen. Fünf Schuss sind drin. Die reichen gerade für uns". Meine Mutter: "Liesel, woran denkst du?! Wer sollte denn das machen?" "Na, unser Werwolf," antwortete sie ernst, dabei auf mich zeigend. Da muss ich wohl ganz blass geworden sein, weil ich den Spott nicht gleich verstand. Zum Glück brach meine Mutter sofort die Spitze ab: "Unsinn!" - Aus Angst vor den Russen haben nicht wenige auch in Coswig Selbstmord begangen: In einem Einfamilienhaus am Waldrand in der Spitzgrundstraße fand man ein Ehepaar mit seiner 8jährigen Tochter - tot. Sie hatten sich die Pulsadern aufgeschnitten. Das Mädchen hatte noch im Tode die Rasierklinge in der Hand.

Eines Abends hörten wir entfernte Hornsignale und dann eine Detonation - War es die Sprengung der Niederwarthaer Brücke? Und dann wieder Hornsignale und eine Detonation, diesmal näher, die Sprengung einer Eisenbahnbrücke der Berliner Bahnlinie über die Strecke Dresden - Leipzig.

Frau Grafe, unsere Mieterin, hatte plötzlich eine Untermieterin, eine attraktive, junge Frau in dunkelgrauem

Kostüm, schwarzen Stiefeln und mit einem handlichen Koffer. Sie hatte Frau Grafe auf der Straße angesprochen, ob sie bei ihr übernachten könnte. Frau Grafe hatte das Bett ihres im 1. Kriegsjahr vermissten Mannes noch stehen und hat die Frau aufgenommen. Die Frau sprach ein sehr sauberes Deutsch mit etwas Akzent. Eigenartig war, dass sie bis tief in die Nacht hinein in Frau Grafes Küche Licht brannte. Angeblich las sie gerne. Sie interessierte sich auch für Alles, besonders für die Fabriken in Coswig. Plötzlich war sie wieder weg. -

Vor Jahren lief im Kino ein interessanter, ungarischer Film: "Alba Regia", der eine Episode aus dem Leben einer sowjetischen Spionin behandelte. Eigenartig, die Spionin in dem Film trug die gleiche Kleidung wie die Frau, die damals einige Tage in unserem Hause gewohnt hatte. Übrigens, als die Russen da waren, hat sie bei den Russen als Dolmetscherin gearbeitet und Inventarlisten Coswiger Fabriken ins Russische übersetzt. -

Eines Nachmittags brach ein unheimliches Grollen los. Keine Detonationen - ein Grollen. Das ganze Haus erzitterte, die Fensterscheiben klirrten. Vom Dach unseres Hauses aus konnte ich hinter Meißen eine riesige Staubwolke hochgehen sehen. Nach etwa 20 Minuten plötzlich Stille. - Jahre später erfuhr ich von einem befreundeten Nachbarn in Mockritz, dass dort - und zwar bei Wölkisch, unterhalb von Meißen - eine deutsche Einheit durch "Stalinorgeln" (das sind gebündelte Raketenwerfer) vernichtet worden ist. Unser Freund, damals 17- oder 18-jährig, war dabei. Als der Sturmangriff gegen die deutsche Stellung losbrach, hat er sich zusammen mit einem Kameraden in einem Granattrichter tot gestellt und so überlebt. Beide sind dann in weitem Bogen um Dresden nach Hause gelaufen, immer in großem Abstand voneinander, unser Freund voran. Da tauchten plötzlich mit einer Seitenwagenmaschine "Kettenhunde" (Militärpolizisten) auf, griffen ihn und machten Anstalten, ihn als Deserteur am nächsten Baume aufzuhängen. Da kam sein Freund in Sichtweite, der erfasste sofort die Situation und erschoss die Kettenhunde. Beide Freunde kamen glücklich nach Hause. - Als der Krieg vorbei war, suchten die Russen auch in Mockritz nach ehemaligen Militärangehörigen, die keine Entlassungspapiere aus russischer Kriegsgefangenschaft hatten. Vorsichtshalber hatte sich unser Freund, der von kleiner Gestalt war, als Junge mit kurzen Hosen angezogen. Eine ausgebombte Tante, die bei seinen Eltern Unterkunft gefunden hatte, zeigte auf ihn, und die Russen nahmen ihn mit. Sie transportierten ihn, zusammen mit anderen bereits Heimgekehrten, auf einem offenen LKW ab. Als dieser in einer unübersichtlichen Kurve in Mockritz langsam fuhr, sprang unser Freund ab und verschwand in den Büschen. Die MG-Garbe pfiß über ihn hinweg, er entkam. - Alle anderen, darunter auch ein späterer Wohnungsnachbar von uns, waren noch 5 Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. -

*

Die letzte WHW-Sammlung: WHW - das war das "Winterhilfswerk", eine streng organisierte Listensammlung, die offiziell Geld für Bedürftige sammelte. Mein Vater war irgendwie zum WHW-Blockwaller geworden. Er musste von 10 oder 12 Sammlern die Abrechnung machen und das Geld an eine Zentrale liefern, die auch einen klangvollen

Namen hatte. Als mein Vater in den Krieg musste, war es unvermeidbar, dass meine Mutter dieses "Ehrenamt" übernahm. Das war eine Arbeit, die ihr regelmäßig ein Wochenende raubte. Es war unglaublich, die Sammelbeträge stiegen 1944 und 1945 sehr stark an! - Der Mann in der Zentrale hatte einen kugelrunden, feisten Glatzkopf und einen kugelrunden, massigen Körper. Er füllte seinen Schreibtischsessel voll aus; seine Beine steckten immer unter dem Schreibtisch. Er hieß Ebert, ich nannte ihn vor meiner Mutter nur das "Patenschwein". Was war das Patenschwein? In den Hausfluren der städtischen Häuser standen Futterkübel, in denen Gemüsereste gesammelt wurden. Darüber hing ein Plakat in Gestalt eines molligen Schweins, und darauf stand: Das Patenschwein frisst Kartoffelschalen, Krautreste, usw. Wer von dem Schwein, das von den Abfällen gefüttert wurde, etwas bekam, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass der Herr Ebert einmal bei einer Abrechnung sehr in Eile war, weil er zum Schlachtfest des Patenschweines musste. Das war für mich das Stichwort für seinen Namen gewesen. - Aber ich wollte über die letzte Abrechnung sprechen: Es war ungewöhnlich viel Geld zusammengekommen. Zur Abgabe begleitete ich meine Mutter in die Zentrale im Kötzter Rathaus. Herr Ebert saß in seinem Sessel und nahm das Geld entgegen. Er quittierte ordnungsgemäß und sagte: "Ich muss gleich weg, ich will mit dem Fahrrad nach Nossen. Heute soll die Meißner Brücke gesprengt werden." Meine Mutter: "Da bin ich ja froh, dass ich Sie noch erreicht habe, wem hätte ich denn das Geld abgeben sollen?" Er: "Da hätten Sie eben Geld gehabt. - Und nun bringen Sie die Akten in den Keller, da ist Herr Tauth schon dabei, alle Akten zu verbrennen":

Verbrennen, das war jetzt für viele eine wichtige Arbeit. Es ging das Gerücht um, die Russen machen Haussuchungen, und wenn sie politische Literatur der Nationalsozialisten fänden, dann würden sie böse. Aber keiner ließ das so richtig an die Öffentlichkeit kommen. Alle hatten noch Angst, die überzeugten Nazis könnten Schwierigkeiten machen. Natürlich verbrannte ich auch meinen Pimpf-Ausweis - "er durfte den Russen nicht in die Hände fallen," und auch einige Kriegsbücher, z.B. die Abenteuer des Kapitänleutnants Prien und dazu einen Stoß Zeitungen. Andere hatten offenbar mehr, verbrannte Papierfetzen wirbelten aus so manchem Schornstein. Die Vorübergehenden registrierten das mit einem wissenden Lächeln.

Die Luftalarme häuften sich. Das tiefe Brummen der angloamerikanischen Flugzeuge kannten wir gut. Wie silberne Punkte sahen wir sie am blauen Himmel; in geordneten Staffeln zogen sie über uns hinweg. Kaum erkennbare, graue Punkte umkreisten sie - der Jagdfliegerschutz. Die Überflüge nahmen wir nicht mehr ernst. Aber an diesem Tage war es anders: Die Alarmsirene und sofort laute, heulende Flugzeuggeräusche, ohrenbetäubendes Knattern von Bordkanonen. - Wir stürzten in den Keller. Immer wieder flogen die Tiefflieger an und schossen. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht, sicher nur 10 Minuten, uns kam es vor wie Stunden. In der benachbarten Gärtnerei Martin waren der Gärtner mit den Arbeiterinnen und Fremdarbeiterinnen dabei, die Frühbeete zu bestellen. Als die Tiefflieger anflogen, hatten sie sich hinter die Beeteinfassungen geworfen.

Wahrscheinlich konnten sich die amerikanischen Piloten nicht damit abfinden, dass sie sie dort nicht treffen konnten. - In Zitzschewig lief ein kleines Mädchen von der Hand seiner Großmutter weg aus der Deckung. Es wurde von den Geschossen zerfetzt.

Dann kam der Befehl: Coswig ist innerhalb der nächsten Stunden zu evakuieren. Wir müssen fliehen, wie schon Millionen Menschen vor uns. Im Elbtal wird die Wunderwaffe eingesetzt, alle Russen werden vernichtet.

Ich packte in meinen Schulranzen Schreibgerät, Bleistifte, Buntstifte und Papier aus dem Schreibtisch meines Vaters, der bisher für mich tabu war. Dann holte ich aus dem Keller ein Glas Erdbeeren und verspeiste es in der guten Stube. Das hätte ich sonst nicht gedurft. Mutter duldet heute alles. Die Koffer mit den Sachen, die mitgehen sollten, standen schon gepackt im Keller. Wir luden sie auf unser Handwägelchen. Meine Oma sagte: "Macht was Ihr wollt, ich bleibe; wenn ich sterben soll, dann lieber im Hause." Meine Mutter: "Ich lass Dich nicht allein." Tante Liesel: "Ich gehe, ich gehe." Meine Mutter: "Du bekommst auf der Straße kein Glas Wasser für Deine Elke". Ein Vorübergehender: "Die Niederwarthaer Brücke ist verstopft, Tausende wollen hinüber". Ich: "Ich will aber den Russen nicht in die Hände fallen". - Herr Dreißig hatte den gepackten Wagen gesehen. Ruhig und sachlich wie immer kam er herüber und sagte nur: "Frau Grunert, machen Sie das nicht". Und da blieben wir, und die ganze Siedlung auch.

Jahrzehnte später erfuhr ich von Dr. Tanner, dass die Anglo-Amerikaner die Wirkung ihrer Atombomben ursprünglich im Elbtal erproben wollten, aber den Versuch doch verwarfen, weil Dresden schon kaputt war. Er hatte es in sowjetischer Kriegsgefangenschaft von einem Politoffizier der Sowjetarmee erfahren. Der hieß Meier; ihm hatte in Dresden das Lichtspieltheater Astoria gehört, bis er als Jude in die Sowjetunion emigriert war. - Da kriegt der Wahnsinn plötzlich ein ganz neues Gesicht! - Eine Bombe auf Heidenau, eine auf Radebeul - wie wirken die Druckwellen auf das dazwischen liegende Dresden? Aber die Russen rückten schneller vor als die Bomben fertig wurden. "Bomber-Harris", dynamisch und flexibel, besorgte die Zerstörung von Dresden in einer Nacht traditionell. Der Atombombenversuch startete dann in Hiroshima und Naghasaki - nicht so "konzertiert", aber die Wirkung trotzdem ganz "effektiv".

Die Tage liefen weiter. Meldungen und Gerüchte überstürzten sich. "Unser Führer Adolf Hitler" war bei den Kämpfen um Berlin den Heldentod gestorben. Wie das wirklich war, erfuhren wir einen Monat später.

Die Lebensmittelversorgung auf die Lebensmittelmarken lief weiter wie bisher. Vor den Läden allerdings Schlangen wartender Frauen und Kinder. Ein SS-Offizier führte einen ganz jungen Soldaten vorbei und hielt ihm die Pistole auf den Rücken. Eine Frau fasste sich ein Herz: "Lassen Sie doch den Jungen laufen!"

Der Geschützdonner kam immer näher. Er war nur zeitweilig hörbar. Wie an so Vieles, gewöhnten wir uns daran und hörten nicht mehr hin. Die Frage, was wird, wenn die Kämpfe in Coswig sind, bewegte sicher nicht nur uns.

Naive Logik, wenn die Panzersperren nicht wären, dann würden die Russen einfach weiter fahren. Wir hatten vor den Panzersperren Angst. Und dann kam's: "Die Panzersperren müssen beseitigt werden!" Wer das angeschoben hatte, wussten wir nicht. Aber eine derartige Einigkeit, Einsatzbereitschaft und Arbeitsintensität habe ich nicht wieder erlebt. Abbauen, die Stämme mit Handsägen in Meterstücke zersägen und mit Handwagen abfahren ging so schnell, dass wir von der Aktion erst erfuhren, als das Holz verteilt war. Eine alte Frau war gerade dabei, die letzten drei Meterstücke auf einem Rollfix wegzufahren, da kam ein Kübelwagen mit hohen SS-Offizieren angerast. Der mit dem meisten Lametta am Kragen sprang aus dem Wagen, schäumte vor Wut und ordnete an, dass die Panzersperre wieder aufzubauen sei. Da war aber niemand mehr zum Aufbauen da. Die ganze Wut entlud sich auf der alten Frau: "Das Holz ist sofort wieder abzuladen! Die Panzersperre wird wieder aufgebaut!" Die Frau hörte sich das wortlos an, und als er sich tobend an die Leute im Auto wandte, fuhr sie mit ihrer Holzfuhr los. - Alle Panzersperren in Coswig waren zur gleichen Zeit verschwunden. Niemand wusste, wer das angeordnet hatte - keiner wusste etwas, sie waren einfach weg.

Viel später erfuhr ich folgendes: Der Kommandierende des Coswiger Volkssturmes war Herr Brückner, der technische Direktor der Lungenheilstätte Lindenhof. Als die Kampfhandlungen immer näher rückten, war die Sinnlosigkeit einer Verteidigung von Coswig allen klar - zumal mit der kümmerlichen Bewaffnung des Volkssturmes! Eine Katastrophe für die Stadt und ihre Bevölkerung wäre das unausbleibliche Ergebnis gewesen. In dieser Situation hatte Herr Brückner den Mut besessen, den Befehl zum Abbruch der Panzersperren und zur Auflösung des Coswiger Volkssturmes zu geben. - Die SS hatte ihn nicht gehenkt (vielleicht war sie auch nicht mehr dazu gekommen). - Im Nachbarort Zitzschewig wurden Männer von der SS erschossen, weil sie "Verteidigungsanlagen" beseitigen wollten. Mein Freund Herbert Grahl hatte gesehen, wie ihre Leichen auf einem offenen Wagen zum Johannisfriedhof gebracht worden sind. - Später wurde Herr Brückner als führender Nationalsozialist von den Russen abgeholt. - Ob er wiedergekommen ist, weiß ich nicht. Er hatte Mut bewiesen und mit Sicherheit in Coswig viele Leben gerettet.

Helga, ein gleichaltriges Mädchen aus der Nachbarschaft. Seit dem Vorschulalter waren wir Spielgefährten. Täglich war sie damals bei uns gewesen. Als wir älter wurden, hatte sie ihre Freundinnen und ich meine Kumpels, aber unser freundschaftliches Verhältnis blieb. Wir sprachen oft miteinander. Jetzt war sie bekümmert: "Ach Siegfried, was die Russen mit uns machen werden. ... Meine Mutti hat es mir erzählt". Ich schaute sie fragend an. "Na, nicht mit Euch, aber mit uns Mädchen und den Frauen". Mehr wollte sie mir nicht sagen. Ihre Mutter, eine schlichte Frau, hatte sie aufgeklärt. Ich konnte mir nicht vorstellen, was die Russen mit den Weibern anderes machen konnten als mit uns Männern. Wenige Wochen später wusste ich, was sie gemeint hatte. - Was die Russen mit uns machen werden, diese Frage bewegte uns alle, und die meisten hatten dazu eine pessimistische Meinung: Aus den Häusern setzen, erschießen, nach Sibirien verschleppen, die Jungen und die

Männer sterilisieren. Die grauenhaften Visionen waren die Summe aus dem Zerrbild, das die Propaganda von der Sowjetunion entworfen hatte und dem, was die deutschen Nationalsozialisten anderen angetan hatten. Auch wie brutal mit russischen Kriegsgefangenen umgegangen worden ist, wussten wir: Zu Kriegsbeginn, als unser Vater noch in Dresden arbeitete, kam er eines Tages verstört von einer Baustelle zurück. Er hatte ein Kriegsgefangenenlager mit Russen gesehen. Die Männer waren miserabel untergebracht, abgeschlossen, verschmutzt, und sie wurden grundlos von den Wachmannschaften mit Knüppeln geschlagen. Ihnen wurden in Drahtkäfigen gehaltene Wanzen angesetzt. Aus den Wanzen wurde ein Impferum hergestellt. Was, wenn sich die Russen dafür an uns rächen?

*

Wir wollten einkaufen gehen. Ich war schon zum Gartentor vorausgelaufen, da hörte ich vom Stadtzentrum her ungewöhnliche Panzergeräusche. "Muttel, ich glaube die Russen sind da". Wir zögerten. Da kam ein Mann über das an unseren Weg angrenzende Feld gerannt: "Ja, die Panzer müßten bald zu sehen sein". - Dann: Das Rasseln von Panzerketten, das Heulen von Panzermotoren ganz in der Nähe. Helgas Mutter kam zu uns gerannt: "Oben auf der Straße sind 2 Panzer, die Kanonen zeigen auf unsere Siedlung". Und jetzt setzte Beschuß ein: Abschuß - Heulen - Detonation. Abschuß - Heulen - Detonation. Panzergeräusche. Abschuß - Heulen - Detonation.

2 Panzer waren von der Neucoswiger Straße in ein Grundstück neben ein Siedlungshaus gefahren, um Deckung vor dem Beschuss zu haben. Nur 2 Zaunsfelder waren in Panzerbreite kaputt. Sie wurden später wieder zusammengenagelt und haben noch jahrelang gestanden. Am Haus war nichts passiert. - Aber durch den Beschuss waren in der Umgebung 4 Häuser arg beschädigt worden. Die SS hatte sich auf den Lößnitzhöhen verschanzt und schoss mit Artillerie, um das weitere Vordringen der Panzerspitze zu verhindern. Die Streuung der Einschläge: ca. 500 m. Kolateralschäden: 4 Häuser, 2 Bürger.

Vom Wohnzimmerfenster aus konnten wir sehen, wie die Russen auf dem Bahndamm einen Beobachtungsposten einrichteten. Sie stellten ein Scherenfernrohr auf, schauten durch. Mehrere Offiziere - wir erkannten sie an den Schirmmützen - kamen, schauten durch, entfalteten eine Karte, berieten.

Inzwischen ging ein Offizier mit 2 Soldaten in unserer Siedlung von Haus zu Haus. Was wird passieren? Jetzt kommt er zu uns, klopft kräftig an die Küchentür, tritt ein, grüßt mit erhobener Faust. - Wir sind alle versammelt. Meine Oma grüßt in ihrer Aufregung mit gestreckter Hand, dem Hitlergruß, aber mit der linken Hand, auf dem rechten Arm hat sie Elke. Der Offizier heißt die beiden Soldaten in der Küche bleiben und geht ins angrenzende Wohnzimmer. An der Verbindungstür zum Nebenzimmer schließt er, einmal zu, einmal auf, klinkt, öffnet aber die

Türe nicht. Seine Leute müssen annehmen, dass er auch dieses Zimmer inspiziert hat. Dann setzt er sich an den Stubentisch. Auf dem Regal stehen die Bilder von Hans in Uniform, von Gretel und Ursel und ein Bild, auf dem alle drei zu sehen sind, mit Trauerflor. Er nimmt das Bild von Hans und stellt es vor sich auf den Tisch, sieht meine Mutter an und fragt: "Dein Mann?" "Nein, mein Bruder". "Kaputt?" "Ja". "Krieg?" "Ja, Bomben, Dresden". Dann stellt er die anderen Bilder auf den Tisch. "Auch kaputt?" "Ja, ganze Familie tot". Er nickt stumm und nachdenklich. Dann steht er auf, sagt etwas zu seinen Leuten in der Küche. Die nehmen Haltung an. Er geht an ihnen vorbei zur Küchentür, grüßt militärisch zu uns zurück. Die drei gehen wortlos. Der Offizier: Ein junger Mann, schlank, blond, blauäugig, korrekte Uniform. Als er gegangen ist, sagt meine Oma: "Der sah doch aus wie unser Harry" (ihr Enkelsohn, den sie aufgezogen hatte).

Der nächste Besuch war stürmischer, er kam auch nicht durch das Gartentor. 6 Soldaten stiegen über das Zäunchen an der Rückseite unseres Gartens, wo der Komposthaufen war. Ausgerechnet an der Stelle, an der wir 3 Flaschen Schnaps in einer Kiste vergraben hatten. Die Kiste hielt stand. - Die Russen steuerten auf die Waschhaustür zu. Die Tür war verschlossen, aber die Scheiben in der Tür durch die Detonationen zerbrochen. Sie schauten hinein und sahen dort viele gefüllte Flaschen, Weinballons, Weinflaschen, Schnapsflaschen: - unseren Wasservorrat. Für den Fall, dass die Wasserversorgung ausfällt, hatten wir alle Flaschen, die im Keller waren, ausgespült und mit Wasser gefüllt. Die Etiketten waren natürlich noch dran. Die Gruppe kam lachend und polternd in die Küche. Der eine, kräftig, braunhäutig, kurzes, schwarzes Haar, fasste die Oma bei der Hand und sagte: "Komm, Oma, Schnaps holen!" Die Oma sträubte sich, sie wollte ihre Töchter nicht alleine lassen. Sie sagte: "Ich würde selbst gerne einen trinken" und machte die Bewegung des Trinkens. Großer Jubel bei den Russen. Ein anderer sagte: "Uri, Uri". Meine Mutter ging mit ihm in das Wohnzimmer und zeigte ihm aus ihrem Schmuckkasten ihre Armbanduhr und einige einfache Schmuckstücke. Die Uhr ließ er sich geben und ein kleines vergoldetes Herz. Das Herz fanden wir später am Gartentor wieder. - Inzwischen hatte einer den Zugang zum Waschhaus durch den Keller entdeckt. Er kam in die Küche und sagte: "Onli Woda.". Enttäuscht zog die Gruppe ab. Als sie raus war, sagte meine Oma: "Der mich angefasst hat, sah aus wie mein Viktor."

Von Helgas Mutter hatten wir erfahren: "Im Lindenhof gibt's Pferdefleisch". Wir nahmen jeder einen Eimer und liefen zum Lindenhof. Tatsächlich, jeder bekam kostenlos ein gutes Stück Fleisch in seinen Eimer. Meine Oma wusste wie man Pferdefleisch in Essig einlegen und es so konservieren konnte. Es gab dann mehrere Wochen bei uns sonntags Sauerbraten. - Beim Beschuss waren Russenpferde verletzt worden. Fleischermeister Noak, der Besitzer der Gaststätte mit Fleischerei "Erholung" auf der Spitzgrundstraße hatte von den Russen den Auftrag erhalten, die Tiere zu schlachten und das Fleisch an die Bevölkerung zu verteilen. Er holte sich den Grahl Erhard aus der Nachbarschaft, von dem er wusste, dass er beim Militär in der Küche gearbeitet hatte und vom

Schlachten etwas verstand, zur Hilfe. Die Männer hatten die Pferde sachgerecht geschlachtet, zerlegt und auch noch gerecht verteilt. Eine Freude für uns.

Was wir damals nicht erfuhren: Eine berittene russische Einheit war auf der Steinstraße unter Beschuss geraten. Nicht nur Pferde hatten ihr Leben lassen müssen, es waren auch mehrere russische Soldaten gefallen. Sie waren auf dem Gelände des Lindenhofes an der Mauer zur Gartenstraße begraben worden. Die Russen hatten dort auch ein Denkmal für ihre gefallenen Kameraden errichtet. Später wurden die Toten umgebettet und das Denkmal wieder weggenommen.

Am späten Nachmittag eine mächtige Detonation. Vom Wohnzimmerfenster aus sahen wir zufällig, wie am Bahndamm die Stücke flogen. Die Granate war dort, wo sich der Beobachtungsstand befand, aber auf der gegenüberliegenden Seite, in die Dammkrone eingeschlagen. Dieser Schuss saß besser als die anderen, richtete aber bei den Russen keinen Schaden an. Die SS hatte sich inzwischen besser eingeschossen. Wir wussten nicht, was kommen würde, setzten unsere Luftschutzhelme auf, gingen in den Keller und hockten uns in eine Kellerecke. Plötzlich schwere Schritte in unserem Gang, Haustüre auf, Schritte zu uns die Treppe herab. Ein russischer Soldat biegt um die Kellerecke, die MPi unter dem Arm, und - erschrickt fürchterlich. Vor ihm in der Dunkelheit deutsche Helme! - Doch blitzschnell erkennt er: Frauen und Kinder, fasst sich: "Ihr Moskau kaputt - Ihr Leningrad kaputt - jetzt Ihr kaputt!" Dabei richtet er seine MPi auf jeden einzelnen von uns, sagt: "Bum!", - "bum!", - "bum!" - bricht in ein schallendes Lachen aus, dreht sich um und geht genauso ruhig die Treppe wieder hinauf. Am Schuppen des Nachbarhauses zerschießt er aus 10 Schritt Entfernung mit einem Schuss das Außenthermometer. - Er musste sich abreagieren; auch bei ihm lagen die Nerven blank. Er war ein Posten, der das Gebiet unmittelbar hinter der Front absichern musste, nach deutschen Soldaten in dem Hinterhalt suchen sollte. Die Nachbarn sagten, wir hätten geschrien. - Heute bewundere ich den Mann. Ich fürchte, an seiner Stelle hätte ich den Finger am Abzug krumm gemacht.

Der Tag war erlebnisreich gewesen. Aber ins Bett legen wollte sich keiner von uns. Es wollte auch keiner alleine im Zimmer sein, und so richteten wir uns angekleidet für die Nacht ein. - Kaum waren wir zur Ruhe gekommen: Eine gewaltige Detonation in der nächtlich Stille. Etwa 10 Meter neben dem ersten Einschlag der Trichter des neuen Einschlags in der Krone des Bahndammes. Etwa 25 Granateinschläge hat es während dieser Tage in unserem Gebiet gegeben. Zwei Blindgänger wurden noch bei der Bestellung auf den Feldern südlich der Talstraße gefunden.

Am nächsten Tag: Fauchendes Heulen und entfernte Detonationen. Die Russen hatten beim Talkenberger Hof einen Granatwerfer in Stellung gebracht und beschossen die Artilleriestellungen an den Löbnitzhängen. Danach

war Ruhe. - Die Soldaten der SS-Einheit sollen sich die letzten Kugeln in den Kopf geschossen haben.

Eine erneute Patrouille russischer Soldaten ging von Haus zu Haus und inspizierte nur die Keller. Sie suchten nach Waffen. Da sahen sie die Koffer, die wir für die Flucht gepackt hatten. Einer von ihnen hob sie an und stellte sie wieder hin, bis auf einen von Tante Liesel, der steinschwer war. Ich hatte mir nie Gedanken gemacht, was wohl darin sein könnte. Den ließen sie öffnen. Er war voll von französischen Schokoladentafeln. Der kontrollierende Soldat riss einige Packungen an, um zu kontrollieren, ob es wirklich Schokolade sei und ließ den Koffer wieder schließen. Ein anderer kam dazu. "Schto eto?" "Schokolad". Der nahm eine Tafel heraus und verteilte sie auf der Straße an die Kinder. Ich habe von der Schokolade auch später nichts zu kosten bekommen.

-

Im Spielzeugkasten von meinem Freund Christoph fanden zufällig die Russen Patronenhülsen. Seine Mutter versuchte zu erklären, dass die Kinder damit gespielt hatten und wies auf Christoph. Da griff der Offizier des Kommandos Christoph und setzte ihm die Pistole auf die Stirn: „Wo dein Gewehr!“ Das gab es natürlich nicht, da ließ er von Christoph ab.

Herr Dreißig hatte die Rot-Kreuz-Fahne gesetzt. Ein Offizier mit zwei Soldaten kam, ließ sich seine Ausrüstung zeigen. Skeptische Frage: "Du Arzt?" "Nein, Sanitäter." "Gut," - und sie gingen weiter. Die Arztpraxen wurden rund um die Uhr durch Militärposten geschützt. Kamen Patienten und fühlten sich durch die Posten verängstigt, dann winkten die Soldaten sie freundlich hinein.

Herr Dreißig war mit Leib und Seele Sanitäter, er wäre gerne Arzt geworden, aber die Finanzierung eines Medizinstudiums war ihm als Arbeiterkind unmöglich. Und so ging er zum Roten Kreuz. - Helfen war sein Lebensinhalt. Wenn in der Siedlung einer ein gesundheitliches Problem hatte, ging er zu Georg Dreißig.

Zufällig erlebte ich einmal einen Einsatz mit. Es war noch vor dem Krieg, ein Sonntagnachmittag: Alle Familien in der Siedlung saßen gemütlich in ihren Gärten beim Kaffee. Die benachbarte Gaststätte "Grüne Weide" machte Vogelwiese mit Karussellen und allem, was dazu gehört. Plötzlich kam die Wirtin der Gaststätte, Frau Seitz, zu Dreißigs gelaufen. Auf der Festwiese hatte sich eine Mädchen verletzt. Sofort packte Herr Dreißig seine Sanitätasche, er und auch seine jugendlichen Söhne Rudi und Heinz gingen im Laufschrift los, um zu helfen. Bei Ausbruch des 2. Weltkrieges wurden beide Söhne eingezogen. Rudi fiel. Heinz kam nach der Kriegsgefangenschaft nach Hause. Seine Mutter hatte für ihn die Anerkennung als Opfer des Faschismus beantragt. Da sie jedoch sein blutiges Hemd von damals nicht mehr vorweisen konnte, wurde der Antrag abgelehnt. Dreißigs Heinz sagte mir einmal: "Ich habe, als ich zurück kam, mit denen Kontakt aufgenommen. Als ich sie kannte, wollte ich mit denen nichts zu tun haben." So war das damals. -

Am Nachmittag stürmten zwei russische Soldaten und zwei Frauen in unser Haus, offensichtlich Liebespaare. Die Frauen Ostarbeiterinnen. Das eine Paar verschwand zielsicher im Schlafzimmer, das andere postierte sich vor der Tür. Wenige Minuten später gingen sie wieder. Sie hatten sogar das Bett wieder gerichtet. Frau Dreißig, die zufällig bei uns war: "Nein, wie die Karnikel." - Inzwischen war ich auch aufgeklärt.

*

Ich darf nicht verschweigen, dass nicht alle diese Tage so glücklich überstanden haben wie wir. Im Zentrum von Coswig soll es Plünderungen gegeben haben, und viele Frauen sollen vergewaltigt worden sein, manche so brutal, dass sie ernsthafte Schäden davongetragen haben. Unsere Ärzte hatten viel Arbeit, die vergewaltigten Frauen medizinisch zu versorgen.

Auch nachdem die Russen da waren, haben sich noch Coswiger das Leben genommen. Der 53 Jahre alte Kraftwagenführer Walter Förster von der Horst Wessel-Straße wurde am 8. Mai auf dem Friedhof erschossen aufgefunden. Man deutete seinen Tod als Selbstmord. Er wurde am 10. Mai begraben; Pfarrer Gaudlitz sprach am Grab ein Gebet und den Segen. Das Ehepaar Adler von der Wettinstraße hat sich am 8. Mai 12.30 zusammen mit seinem zweieinhalb Jahre alten Töchterchen vergiftet. Welche seelische Not die Familien gelitten haben, erahnt man, wenn man das Ende der Familie Keller erfährt. Am 8. Mai 12.30 vergiftete sich der Vater mit Veronal. Er war 60 Jahre alt und Kaufmännischer Direktor. Seine 47 Jahre alte Ehefrau vergiftete sich am gleichen Tag um 16 Uhr. Ihre 17 Jahre alte Tochter schied am Folgetag 20 Uhr freiwillig aus dem Leben. - Die Eltern waren in Köln, die Tochter in Hamburg geboren. Sie bewohnten die vornehmste Villa in Coswig, Lutherstraße Nr. 1. Beide Familien wurden ohne den Segen der Kirche begraben.

Dann erfuhren wir, dass Herr Grahl und Herr Schneider von den Russen erschossen worden sind. Wir erinnerten uns, Herr Grahl, das war doch der nette Mann, der so großzügig das Pferdefleisch verteilt hatte. Ja, das ist doch der Vater von meinem Schulfreund Herbert! Als ich Herbert damals traf, sagte er es mir, und er konnte nur mit Mühe Schluchzen und Tränen unterdrücken. Er tat mir so leid. Erst jetzt, viele Jahre später, habe ich den Mut gefasst, ihn nach dem Tod seines Vater zu fragen. Ich versuche, aus Herberts Erzählung und einigen Recherchen die letzten Stunden von Herrn Grahl zu rekonstruieren.

Herr Grahl war Kommunist. Zu Beginn des Krieges war er zur Luftwaffe eingezogen worden, aber 1944 wegen seines schweren Rückenleidens wieder in die Heimat entlassen worden. Da lebte er wieder mit seinen drei Jungen und seiner Frau in dem kleinen Hause auf der Spitzgrundstraße gegenüber dem ehemaligen Neucoswiger Rathaus. Sein großer Sohn war 1944, siebzehnjährig, gefallen. Familie Schneider bewohnte ihr stattliches Haus

unmittelbar neben dem Hause von Grahl. Sie betrieb eine Furnierschneiderei. Es waren zwei Brüder, Carl und Julius mit ihren Familien, Carl hatte eine Tochter, Julius vier erwachsene Kinder. Es war eine der wohlhabenden Familien von Coswig. Der jüngste Sohn der einen Familie war Fähnleinführer bei der HJ, in meinen Augen eigentlich der anständigste von den Fähnleinführern, die ich erlebt habe. - Aber mein Freund Herbert war bei den Pimpfen immer der, der "Häschen hüpf" machen musste, bis er kaum noch aus der Hocke kam und beim Robben keine Pfütze auslassen durfte. Das war sicher kein Zufall. Nur verstanden wir das damals noch nicht. Vor den Russen hatte Herberts Vater keine Angst. Als der Befehl zur Flucht kam, hatte er sich vorsichtshalber nicht widersetzt, sondern seine Familie einfach drei Kilometer weiter zum Großvater nach Zitzschewig gebracht. Da war sie aus dem Blickfeld der Nazis, aber so sicher wie zu Hause, und für ihn immer erreichbar.

Nun waren die Russen da. Herr Grahl hatte mit ihnen keine Probleme. Nachdem er mit der Verteilung des Pferdefleisches fertig war, brachte er freudestrahlend seiner Familie ihre Fleischration nach Zitzschewig: "Die Russen lassen uns nicht verhungern. Vor denen braucht ihr keine Angst zu haben," beruhigte er sie. Er hielt sich nicht lange auf und ging zurück. Das Weingut "Schloss Paulsberg" lag an seinem Wege. Es hieß, dort wäre der Weinkeller vom Gauleiter Mutzschmann. Russen und Deutsche hatten begonnen, den Wein zu verteilen. Herr Grahl nahm sich auch zwei Eimer voll mit und kam damit gut nach Hause. -

Man kann sich vorstellen, dass die Weinverteilung rasch ausartete. Plötzlich schoss ein Russe und verletzte einen jungen Mann. Die Lungenheilstätte Lindenhof war nicht weit. Einige Männer brachten den Verletzten hin (und er soll bald wieder gesund gewesen sein). Doch im Schloss Paulsberg war Panik. Die einen sagen, der Vater des jungen Mannes hat dem Russen die Pistole weggenommen - andere sagen, er hat nur versucht, sie ihm wegzunehmen.

Aber dann geschah das Schreckliche und nie Aufgeklärte: Der Lindenhof ist ein etwas unübersichtlicher Park, in dem die Kliniken, die Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude stehen. Er wird von hohen Mauern gegen die drei ihn umfassenden Straßen abgegrenzt und hat mehrere Ein- und Ausgänge. Nachdem sie den Verletzten dem Klinikpersonal übergeben hatten, ging Julius Schneider durch den oberen Ausgang an der Gartenstraße nach Hause. Sein Bruder Carl Schneider ging zu der großen Ausfahrt an der Steinstraße und lief den Russen, die von Schloss Paulsberg kamen, direkt in die Arme. Sie hielten ihn auf, einer packte ihn und stellte ihn an die Gartenmauer des Lindenhofes. Zufällig sah die Frau von Carl Schneider, was mit ihrem Mann passierte. Sie lief zu Herrn Grahl und bat ihn, ihrem Manne zu helfen. Arglos und hilfsbereit ging Herr Grahl hin. Doch der Russe nahm Herrn Schneider fest und auch gleich noch Herrn Grahl. Zur Kommandantur wollte er sie bringen. Er führte sie die Steinstraße hinauf, dann durch die Gartenstraße bis zur Hohnsteinstraße. Hier kamen noch einige Russen dazu. Sie trieben die beiden Festgenommenen auf das unbebaute Grundstück Hohnsteinstraße 39. Dort wurde Herr Schneider abends mit zwei Schußwunden im Kopf tot aufgefunden. - Unser Schulfreund Heinz Kuhfuß hat gesehen, wie Herr Grahl über das Feld hinter dem Grundstück Hohnsteinstraße 39 rannte, von drei russischen

Soldaten verfolgt und beim Weglaufen erschossen wurde. Heinz Kuhfuß wohnte am Lehdenweg - d.h. hinter dem Grundstück, auf das die beiden Männer getrieben worden waren. Er hatte das Geschehen vom Garten seiner Eltern aus gesehen.

Freunde brachten in der Nacht die beiden Toten auf den Friedhof. Kirchenbuch und Bestattungsbuch der Gemeinde Coswig geben uns bescheidene Auskunft; der Totenbettmeister führte uns an die Grabstätten. - Beide Männer sind am 9. Mai ca. 17.00 Uhr erschossen worden; beide wurden am 11. Mai begraben. Carl David Schneider wurde in dem Familiengrab der Familie Schneider mit Gebet und Segen beigesetzt. Er war 47 Jahre, 11 Monate und 13 Tage alt und hinterließ eine Tochter. Am 15. Mai wurde für ihn im Hause Spitzgrundstraße 4 von Pfarrer Kircher eine Trauerfeier abgehalten. Ernst Erhard Grahl fand in einem schlichten Grab ohne Sarg seine letzte Ruhestätte. Er war 48 Jahre, 2 Monate und 14 Tage alt. Er hinterließ 3 Söhne. Sein Grab, das inzwischen auch seine Ehefrau mit ihm teilt, wird von seinen Nachkommen noch liebevoll gepflegt.

Und wie denkt Herbert Grahl heute über den Tod seines Vaters? Das Warum ist unaufklärbar, rätselhaft, ein Missverständnis mit schrecklichen Folgen. Hass gegen die Russen hat der Sohn nicht, aber Hass gegen den Krieg und alle Kriegstreiber.

*

Dresden wurde kampflos übergeben. Beim Einmarsch der Sowjetarmee hat es noch vereinzelt Feuergefechte gegeben. In Radebeul, am Grundstück von Bekannten unserer Familie, hatte ein junger deutscher Soldat an der Gartenmauer Deckung genommen. Das war an der Leipziger Straße/Ecke Ludwig Richter-Allee. Er hat geschossen bis zur letzten Patrone, dann ist er gefallen. Seine Leiche lag auf dem Fußweg. Keiner von amtlicher Seite fühlte sich für seine Beerdigung verantwortlich. Da hat unsere Bekannte mit ihrer Mutter den Toten auf eine Leiter geladen, in ihren Garten getragen und dort beigesetzt. Später ist er exhumiert worden.

Am "Wilden Mann" in Dresden hat eine Frau aus einem Haus auf die einmarschierenden Russen geschossen. Das Haus wurde von den sowjetischen Soldaten eingeäschert. Ob die Bewohner herausgelassen worden sind, weiß ich nicht.

*

Neunter Mai 1945. Das nationalsozialistische Deutschland hat bedingungslos kapituliert. Wir sind froh: Keine Schüsse mehr, keine Bomben mehr. - Die Verdunklungspflicht ist aufgehoben. Herr Dreißig ist der erste in der Siedlung, der die Verdunklungsrollen entfernt. Der Mann, dem man kaum Emotionen ansieht, kommt in den Hof und sieht sich sein erleuchtetes Haus an. Auch für mich war das ein neuer Anblick. Erleuchtete Häuser, ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, welche gesehen zu haben. Alle Menschen lebten auf. Irgend jemand

hatte gesagt, dass es in Apfelstädt's Gaststätte Braunbier gibt. Die ganze Siedlung wanderte hin, auch wir Kinder durften mit. Wir füllten die kleine Gaststätte. Jeder bekam sein Bier. Es war unser "Friedensfest", ohne dass jemand davon gesprochen hätte.

Dann wurde der Befehl Nr. 1 angeschlagen: Ein großer, weißer Bogen mit Text in Russisch und Deutsch. Inhalt: Waffen aller Art sind abzuliefern, im Falle der Weigerung droht Todesstrafe. Das betraf uns nicht, wir hatten keine Waffen. Aber unsere Bekannten aus Radebeul traf das schon. Sie besaßen als Erbstücke historische Waffen, darunter auch die, mit denen ihr Vater seine Messuren geschlagen hatte. Tante Liesel traf sie, als sie einmal nach Dresden gelaufen war, um nach ihrer Wohnung zu sehen, und sie sah, wie sie einen Handwagen voller Säbel zur Abgabestelle fuhren. (Trotzdem tauchten, als Waffensammeln nicht mehr unter Strafe stand, viele historische Waffen im Antiquariatshandel auf!)

Der Befehl Nr. 2 betraf auch uns: Alle Sende- und Empfangsgeräte sind abzugeben - sonst Todesstrafe. Da packten wir unser Radio und einen Dedektorempfänger, der auch noch da war, auf den Handwagen und fuhren ihn zur Schulturnhalle, wo sie eingesammelt wurden. Es hieß, wir bekämen die Geräte wieder, deshalb musste der Name des Eigentümers dauerhaft daran angebracht werden. Ganz Schlaue wussten: Die Nazis haben aus unseren Radios etwas ausgebaut, damit wir keine Auslandssender hören können, das bauen uns die Russen jetzt wieder ein, damit wir wieder alle Sender hören können. Sie hatten gesehen, dass die Russen schon Apparate aufgemacht hatten und darin bauten. - Monate später, wir hatten schon wieder Schule, kamen auf unseren Schulhof Russen mit Lastwagen, die luden unsere Radios auf und fuhren sie weg. Die Turnhalle war frei, und wir hatten wieder Turnunterricht.

Der Befehl Nr. 3 ging uns dann doch unter die Haut. - Alle Kameras sind abzugeben. Vaters Fotoapparat war uns heilig. Aber was half's. Wir fürchteten Haussuchungen, und es hat auch Haussuchungen gegeben. Wir holten den Apparat aus dem Versteck. Ich hängte ihn mir um. Das hatte ich nie gedurft. Wir liefen los. Die Abgabestelle war gegenüber vom Pfarrhaus. Der Weg wurde uns immer schwerer. Etwa 200 m vor der Abgabestelle kam uns ein Ehepaar entgegen. Wir kannten es nicht. Der Mann sprach meine Mutter an: "Wollen Sie den Fotoapparat abgeben?" "Wir wollen nicht, wir sollen." "Machen Sie das nicht - ich will Sie nicht beeinflussen - aber die haben dort überhaupt keine Übersicht. Ich habe meinen auch wieder mitgenommen" - und er zeigte uns seine Leica. Da hat mir die Mutter den Apparat von der Schulter genommen und in ihre Handtasche gesteckt, und wir sind schleunigst umgekehrt. Wir haben die Widersätzlichkeit überlebt und besitzen den Apparat noch heute.

*

Dort, wo jetzt in Coswig die Rathauspassage steht, waren kurz vor dem Krieg baufällige Gehöfte abgerissen

worden. Die Fläche war ungenutzt. Nur einmal während des Krieges waren dort anlässlich des "Tages der Wehrmacht" Beute-Kanonen aufgestellt worden. Wir Kinder durften daran spielen. Ein Wunder, dass sich keiner die Finger abgeklemmt hat! Dann hatte an dieser Stelle auch einmal ein Wanderzirkus seine Manege eingerichtet. - Jetzt begruben die Russen dort ihre Toten. Es mögen etwa zwanzig Gräber gewesen sein. Auf jedem Grab ein kleiner Obelisk als Grabmal. In der Mitte des Platzes ein großer Obelisk als Gedenkstein. Die Fläche war umgrenzt mit einem roten Holzzaun. Im Oktober 1947 wurden die Toten exhumiert und - wie es hieß - am Sowjetischen Ehrenmahl in Treptow beigesetzt. Für die Exhumierung wurden ehemalige Nazis verpflichtet. Danach erinnerte nichts mehr an den Russenfriedhof.

*

Tante Liesel wohnte mit der kleinen Elke noch bei uns. Elke war ein ganz munteres Krabbelkind geworden und machte wacker Gehversuche. In der Kinderkleidung, die von mir noch da war, sah sie ganz niedlich aus, obwohl die Sachen ursprünglich für einen Jungen gedacht waren. - Der Garten wurde frisch bestellt, wir fuhren mit dem Rollfix zum Gärtner, Pflanzen holen. Elke fuhr begeistert auf dem Rollwagen mit. Wir pflanzten, Elke schaute zu; man merkte, sie möchte mitmachen.

Meine Mutter kochte die Mahlzeiten. Oma und Tante Liesel machten den Haushalt mit. Jede der Frauen hatte noch "Vorräte" aus der Kriegszeit. Meine Mutter u.a. ein Säckchen Reis. Gab's die Frage: "Was kochen wir?" War die Antwort: "Reis," und so schmolz ihr Vorrat rasch dahin. Als wieder einmal Reis gekocht werden sollte, sagte mein Mutter: "Liesel, da musst Du mir aber einen Ausgleich von Deinem Teigwaren-Vorrat geben." Das empörte Liesel, ein Wort gab das andere; und der Wortwechsel gipfelte in Tante Liesels Ausspruch: "Erst fress' 'mer Dein's, dann fress' 'mer mein's." Meine Mutter wollte aber, dass alle gemeinsam zu den Mahlzeiten beitragen. Da packte Tante Liesel schmolend ihre Vorratskoffer und fuhr nach Hause. Elkchen ließ sie noch bei uns. Da wir das Mädchen lieb hatten - und noch haben - fanden wir das normal. Den Rest ihrer Sachen holte Tante Liesel nach und nach, und zuletzt auch Elke. Dass Tante Liesel wieder in ihre Wohnung zog, fand ich normal. Als "Zerwürfnis" sah ich das nicht.

*

Die Kommunalpolitik wurde von der sowjetischen Kommandantur übernommen. In den Ämtern wurden die bisherigen Angestellten durch neue ersetzt, die zum Teil ihren Funktionen noch nicht gewachsen waren. Als Bürgermeister setzten die Russen Herrn Max Schubert ein. Ihm hatten in der bisherigen Stadtverwaltung als Oberinspektor die Finanzen der Stadt unterstanden. Aus Verantwortungsbewusstsein hatte er beim Einmarsch der

Sowjetarmee seinen Posten nicht verlassen, obwohl er NSDAP-Mitglied war und Repressalien befürchten musste. Die Coswiger hatten von ihm eine gute Meinung; wohingegen der frühere Bürgermeister, er hieß Rädcl, gefürchtet war. Die Lebensmittelmarken brachte jetzt Herr Krätzer. Das Ehepaar Krätzer wohnte in unserer Nähe, wir kannten es schon immer. - Unser Leben normalisierte sich. -

Es gab in Coswig auch so etwas wie eine deutsche Polizeistation. Die war im Erdgeschoss von Uslers Haus an der Straßenbahnhaltestelle eingerichtet (jetzt Hauptstasse 21). Die dort tätigen Männer waren in Zivil, aber durch Armbinden als Amtspersonen gekennzeichnet. Meine Begegnung mit ihnen war so: Wir hatten im Spitzgrund einen aufgerissenen Handkoffer mit Papieren gefunden. Meine Freunde interessierten sich nur für die Gebührenmarken, die auf einigen Akten klebten und wollten sie abreißen. Sie glaubten mir, dass das sinnlos wäre, und ich sah mir das ganze an. Kaufurkunden von Grundstücken und mehrere Sparbücher erschienen mir wichtig. Zu Hause zeigte ich sie meiner Mutter. Sie hieß es gut, dass ich sie sichergestellt hatte, und wir trugen den Fund zur Polizei. Die Männer warfen einen Blick darauf, erkannten, was es ist, sagten: "Laßt das hier;" und ohne dass sie uns nach unseren Namen gefragt, geschweige denn eine Quittung ausgestellt hätten, standen wir wieder auf der Straße. Auf den Sparbüchern waren beachtliche Beträge. Ob die jemals die rechtmäßigen Besitzer gefunden haben? -

Die neue Macht erstarkte. Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit sollten geahndet werden. Es gab Verhaftungen: Männer, die ich kannte. Der Großvater eines Schulkameraden, Herr Rümmler, er war ein altes Mitglied der SA und Träger des Goldenen Parteiabzeichens der NSDAP. Mein Schulfreund war stolz auf ihn. Das Goldene Parteiabzeichen hatte er erhalten, weil er bei einer Kokillenexplosion in der Walzengießerei zwei Arbeitskollegen aus dem in der Werkhalle breitgeflossenen geschmolzenem Eisen gerettet hatte. Er hatte sich die Füße so verbrannt dabei, dass sie verkrüppelt waren. Ob man ihm noch mehr vorwarf, weiß ich nicht. Von Gerichtsverhandlungen habe ich auch nichts gehört. Man sagte nur, dass die Verhafteten in ein Lager bei Mühlberg an der Elbe gekommen sind, aus dem nur wenige lebend zurück kamen. Auch Herr Rümmler ist verschollen. Genauso Herr Martin. Die Gärtnerei Martin auf der Talstraße wurde von 2 Brüdern betrieben, den Söhnen des schon erwähnten Gärtners Martin. Der eine war freundlich zu uns Kindern, der andere sehr herb. Letzterer hatte die bei ihm arbeitenden Ostarbeiterinnen, 2 Studentinnen aus Minsk, geschlagen. Das wurde ihm zum Verhängnis. - Herr Hoheisel war der erste in der Siedlung, der aus dem Krieg zurück kam. Eines Tages arbeitete er in seinem Garten wie ehemals. Als wir ihn begrüßten, erzählte er uns, dass er in Böhmen vom Militär entlassen worden war, bei Schandau durch die Elbe geschwommen und dann nach Hause gelaufen sei. In den nächsten Tagen war er abgeholt worden. Er kam auch nicht wieder. Herr Hoheisel war Nazi. Das haben alle gewusst und sich gehütet, ihn etwas hören zu lassen, das als regierungsfeindlich ausgelegt werden konnte. Ob er sich gegen jemand vergangen hatte, weiß ich nicht. - Aber auch "Kriegsverlängerer" zu sein, war strafbar, und

wem konnte man das nicht vorwerfen, der in der Nazizeit einen Beruf ausgeübt hatte?

Es klingelt. Am Tor steht ein zwei Meter großer, stattlicher Mann - sorgfältig gekleidet, rotes, derbes Gesicht, das ergraute Haar glatt gescheitelt. "Guten Tag". "Guten Tag". - "Ich bin der Onkel Dachsel, sind Deine Mutter und Deine Großmutter da?". Wahrscheinlich hatte ich erstaunt drein geguckt. Meine Mutter empfängt ihn mit überraschtem Jubel, meine Oma still. Er drückt ihr stumm und mitfühlend die Hand. Nach einigen schweigsamen Minuten erkundigt er sich nach jedem einzelnen von der ganzen Familie. Meine Oma erzählt ausführlich über jeden von uns. "Und die im Krieg waren?" "Von Viktor haben wir Nachricht. Er ist in französischer Kriegsgefangenschaft. Und Harry ist in Böhmen in Gefangenschaft. Er arbeitet bei einer Bauernfamilie und wohnt auch dort auf einem Gehöft nahe der deutschen Grenze. Es geht ihm gut. - Und wie geht es Deinem Sohn Fritz?" Da atmet der Onkel schwer durch, als ob ihn ein Schock getroffen hätte: "Ach, das dumme Luder! Bei uns gab es einen Aushang, wer bei der Polizei gearbeitet hat, soll sich melden. Ich sagte: "Hier hast Du Geld, hau ab! Aber er: Ich habe nichts Unrechtes getan, brauche mir keine Vorwürfe zu machen, und es kann mir auch keiner etwas vorwerfen. Und er ging hin. Seit dem ist er weg." Onkel Dachsel war Gastwirt. Ihm gehörte eine Gaststätte auf dem Weißen Hirsch in Dresden. Seine Frau Lene, die Schwester meiner Oma, war schon vor Jahren gestorben. Fritz war ihr einziges Kind. Es war als Frühchen gekommen. Sie hatte den Neugeborenen - in feuchte Tücher gepackt - in der vorsichtig geheizten Ofenröhre aufgepäppelt. Nun war er verschollen - bis heute. - Onkel Dachsel strahlte eine heitere Ruhe und Freundlichkeit aus, so dass ich seinen Besuch als heitere Stunden in Erinnerung habe. Woher nahm der Mann diese Kraft? Er hatte die Todesnachricht von Onkel Hans' Familie, die meine Mutter versandt hatte, erhalten und sich gleich um seine Schwägerin gekümmert. Ganz beiseite fragte er sie: "Kommst Du mit dem Geld hin?" Als er sich verabschiedete, drückte er heimlich meiner Großmutter und meiner Mutter einen größeren Schein in die Hand, und ich bekam auch 5 Mark.

*

Meine Oma, meine Mutter und ich, wir schliefen in einem Raum im Obergeschoß. Sommer, ein Fenster weit geöffnet, zeitiger Morgen. Ich werde wach, als meine Oma fragt: "Was ist denn da draußen los?" Ich richte mich im Bett auf und habe Sicht auf den Weg. Steht dort ein Mann in Zivil und legt die MPI auf mich an. Ich lege mich wieder um - die MPI-Garbe kommt nicht. Die hätte auch die Sicherheitskräfte alarmiert, und das Unternehmen der Bande wäre geplatzt. So hebelten die Leute in aller Stille das Gartentor vom Nachbar Messerschmidt aus, brachen die Garage auf und schleppten mit einem mitgebrachten PKW das Auto des Nachbarn ab und weg. So einfach war das!

Für die nächtliche Sicherheit sorgten Patrouillen von berittenen Soldaten. Wir hatten gesehen, wie so eine

Patrouille auf unserer Straße, die damals ins freie Feld mündete, entlang ritt. Plötzlich Hilferufe. Die Patrouille hielt an, lauschte und sprengte dann wie die wilde Jagd in die Richtung, aus der die Schreie kamen, querfeldein.

Unser Nachbar, Herr Leißner, hatte auch ein Auto in seiner Garage stehen. Er hatte bemerkt, wie Männer das ausbaldowerten. Durch den nächtlichen Vorfall gewarnt, hatte er die Räder abgeschraubt und versteckt. Wie erwartet, kamen sie in der nächsten Nacht wieder und sahen, dass die Tour vermässelt war. Die gaben sich aber nicht zufrieden; brachen die Haustür auf und suchten im Keller nach den Rädern. Das war Herrn Leißner zuviel. Er öffnete vorsichtig ein Fenster im Obergeschoss und trillerte mit einer Trillerpfeife aus voller Lunge, dass es nur so durch den Morgen schallte. Die Gangster schossen dreimal gegen das Haus; 2 Einschüsse sieht man heute noch im Putz. Der dritte war durch den Fensterrahmen ins Zimmer gedrungen und in die gegenüber liegende Wand. Herr Leißner, ausgebildeter Soldat, hatte Deckung genommen, noch ehe der Gangster seine Kugelspritze auch nur heben konnte.

Nach dieser Attacke fragte die Oma: "Was ist denn heute wieder auf der Straße los?" Die Räuber flohen panisch. Minuten später waren berittene Sowjetsoldaten da, erkundeten kurz, was los war und nahmen die Verfolgung auf. Ob sie die Diebe erwischt haben, weiß ich nicht. Wiedergekommen sind sie jedenfalls nicht. Herr Leißner hatte sich am nächsten Tage eine Handsirene besorgt. - Als Frontsoldat hatte Herr Leißner am Anfang des Krieges beide Beine eingebüßt. Damit war er als Dekorationsmaler berufsunfähig geworden. Die deutsche Armee hatte ihm das Auto zur Verfügung gestellt. So großzügig war damals die noch siegreiche Hitlerarmee!

*

Die Eisenbahn fuhr nicht. Auf dem Bahndamm, dem Gleiskörper der Berliner Bahnstrecke, entstand Begängnis. Viele Personen, Frauen und Männer, manche in Uniform, die nach Berlin wollten, liefen zwischen den Schienen, ihre Schrittlänge auf den Schwellenabstand einstellend. Es war herrliches Frühlingswetter und der schattenlose Weg zwischen den Schienen sicher qualvoll. An der Eisenbahnbrücke über die Neucoswiger Straße war ein Weg von der Dammkrone herab angelegt worden, als dort noch die Brückenposten standen. Am Anfang des Krieges waren die Brücken von Militärposten bewacht worden. - Jetzt nützten den Weg die "Schienenreisenden", um ihrer Qual für kurze Zeit zu entrinnen und im Schatten zu rasten. - Hier sprach mich ein Junge an, kleiner als ich. Er trug als einzige Habe einen ihm viel zu großen Tropenhelm mit sich, in dem mehrere Verbandspäckchen lagen, er wollte mir den Helm schenken. Ich hätte den Helm schon haben wollen, war ich doch ein begeisterter Leser von Kolonialliteratur gewesen, kam mir aber schäbig vor, so ein großes Geschenk anzunehmen. Der Junge erzählte mir, dass er nach Berlin wolle. - Ich hatte eine Besorgung zu machen. Als ich zurückkam, war der Junge gegangen. Den Helm hatte er ins Gras gestellt. Ein Mann, ebenfalls "Schienenreisender", war gerade dabei, ihn aufzuprobieren. Dem passte er, und für den war er auch wichtiger als für mich.

Von unseren Verwandten in Stetzsch hatten wir seit dem Einmarsch der Russen nichts mehr gehört. "Wir müssen uns mal um die Großmutter kümmern! Onkel Horst kann mit seiner Beinprothese auch schlecht fort". Der Weg war klar. Als mein Vater in den Krieg musste und sich von seiner Mutter und seinem Bruder verabschieden wollte, waren wir mit den Rädern hingefahren. Am Bahndamm entlang, an der Gaststätte "Kiste" vorbei, über die Niederwarthaer Brücke durch Gohlis nach Stetzsch. Die Straßenbrücke an der Niederwarthaer Brücke und die eine Spur der Eisenbahnbrücke waren in den letzten Kriegstagen gesprengt worden. Auf der erhaltenen Eisenbahnspur war großes Begängnis in beiden Richtungen. Die Schwellen waren überbrückt durch Betondielen, die das Aufreißen der Schwellen verhindern sollten, wenn von den darüberrollenden Eisenbahnwagen etwas herabhing. Sie bildeten eine etwa 40 cm breite Gehmöglichkeit. Wahrscheinlich hatten die Brückensprenger vorgehabt, diese Betondielen noch von der Brücke in die Elbe zu werfen, hatten das dann aber verabsäumt. Die Betondielen waren alle losgeschraubt und kippten bei jedem Schritt in der Längsrichtung: Klipp-klapp, klipp-klapp. Zwischen den Schwellen hindurch sahen wir in ca. 10 m Tiefe erst das Gras der rechten Uferböschung, dann die Elbe, dann das Gras der linken Uferböschung. - Wie hatten 2/3 der Brücke überschritten, da kamen uns Polen mit hochbepackten Fahrrädern entgegen. "Weg da, weg da" schrieten sie schon von weitem. Wir mussten von dem klapprigen Weg herunter und balancierten freihändig auf einem Träger zum äußeren Tragwerk. Dort war es noch schmaler. Erst als die Polen vorbei waren, konnten wir zurück auf den etwas sichereren Weg. Meine gute Mutter lief hinter mir und musste meine Balanceakte alle mit ansehen. Noch Jahre später erzählte sie mir, wie sie um mich gezittert hat, obwohl sie ja in der gleichen Situation war. -

Die Großmutter hatte sich riesig gefreut, als wir in ihre Wohnung traten. "Inu, ich hab' schon lange auf Euch gelauert". Sie war Erzgebirgerin. "Habt Ihr Nachricht von Willy?" das war ihr jüngster Sohn, mein Vater. Er war erst 10 Jahre nach den anderen drei Kindern geboren und ihr "Nesthäkchen" gewesen. Die arme Frau: Ihr Großer war im 1. Weltkrieg vermisst. Sie hat ihr Leben lang auf ihn gewartet. Ihr Zweiter, mein Onkel Horst, hatte im 1. Weltkrieg ein Bein eingebüßt. Ihre Tochter verlor sie als Folge der komplizierten gesellschaftlichen Verhältnisse in den 20er Jahren durch Mord, Selbstmord oder Unfall - das blieb unklar. Und um ihren Jüngsten musste sie sich nun auch schon 4 Jahre sorgen. Aber jetzt freute sie sich, uns gesund zu sehen. Onkel Horst und Tante Friedel waren über unseren Besuch echt verwundert. Sie hatten Glück gehabt. In ihrem Haus hatten sich sowjetische Offiziere einquartiert, die auch sie reichlich mit Lebensmitteln versorgten. "Uns geht es doch gut bei den Russen. - Wir haben schon gehört, dass in Coswig alle Frauen vergewaltigt worden sind. " - Nein, von Onkel Arno und seiner Familie hatten sie auch nichts gehört. - Meine Mutter hatte sich auf dem Heidefriedhof erkundigt, ob sie unter den Toten wären. Vergeblich.

Onkel Arno war der jüngste Bruder meines Großvaters, also mein Großonkel. Ein heiterer Mensch. Er hatte mit

seiner Familie in der Waisenhausgasse gewohnt. Von Beruf war er Holzbildhauer; seine Werkstatt hatte er ganz in der Nähe der Wohnung. Als aktiver Sozialdemokrat war er zur Zeit des Sozialistengesetzes von seinem Arbeitgeber auf die Straße gesetzt worden. Da hatte er sich selbstständig gemacht und fortan wunderschöne Schnitzereien gearbeitet. Die beiden Köpfe an unserer Coswiger Haustür, heute im Vorhaus, den geschnitzten Hirsch, einen Elefanten und einen Adler sowie ein Marionetten-Teufelskopf zeugen noch heute von seiner Kunstfertigkeit. Nun ist er verschollen. Seine Arbeiten sind namenlos, da er sie nicht signiert hat. - Er und seine Familie sind wahrscheinlich nach dem Angriff auf dem Altmarkt mit verbrannt worden wie Hunderte andere Bombenopfer.

Onkel Horst wusste einen Fährmann, der mit einem Ruderboot über die Elbe setzte. Zu dem brachte er uns. Der Fährmann setzte sich ans Steuerruder, dann wartete er, bis genügend Männer zum Rudern da waren, und nach dem Abkassieren ging die Fahrt los. Ludwig Richters "Überfahrt am Schreckenstein" konnte nicht romantischer gewesen sein. Zur Straßenbahn war es nicht weit, und die Annehmlichkeit der Rückreise ließ uns über den ersten Teil der Reise witzeln. Wir waren froh, unsere Verwandten, besonders die Großmutter, gesund angetroffen zu haben.

*

Meine Schulkameraden, die näher am Spitzgrund wohnten, hatten es schon ausgespürt: Die Russen haben bei Kreyern im Wald ein richtiges Dorf aufgebaut. Das musste ich auch sehen. Ich schloss mich meinen Schulkameraden an. Die waren erfahren und hatten schon Geschäftstüchtigkeit erworben. Nimm etwas mit, da kannst du etwas zum Essen eintauschen, rieten sie mir. Ja, was? - Ich hatte ja nichts, was Männer interessieren konnte. Schließlich nahm ich einen neuen Notizblock mit. So ausgerüstet zog ich mit durch den Spitzgrund. Meine Kameraden schienen besser vorbereitet. Einer hatte sogar einen kleinen Kastenwagen mit, er sollte auf dem Rückweg "Pferdeäppel" sammeln - Mist als Dung für den Garten. - Oberhalb des Forsthauses Kreyern, dort wo jetzt der Parkplatz ist, hatten die Russen eine Feldschmiede eingerichtet. Die Russen duldeten uns Kinder zwischen sich. Ich war begeistert, schaute zu wie Hufeisen geschmiedet- und Pferde beschlagen wurden. Einer schmiedete sogar ein wunderschönes Messer. Alles das unter freiem Himmel mit ganz einfachen Werkzeugen. - Erst als meine Kameraden nach Hause wollten, besann ich mich, weshalb wir eigentlich hierher gekommen waren. Ich bot meinen Notizblock an. Ein Russe nahm ihn, blätterte ihn durch. Zu essen konnte er mir dafür nichts geben. Er bot mir zwei Scheine Alliiertengeld an. - Später im Laden kannten unsere Kaufleute das Geld nicht und wollten es auch nicht.

Das eigentliche Dorf lernte ich erst kennen, als die Russen schon abgezogen waren und wir uns das Holz holen durften. Rings um die Lobetanzwiese waren Rindenhütten errichtet. Das Traggerüst wie ein leichter Dachstuhl

eines Satteldaches aus dünnen Fichtenstämmen. Darauf lagen als Dachdeckung Bahnen von Fichtenrinde. Ein Schnitt rund um den Stamm in 2 m Höhe, ein Schnitt rund um den Stamm dicht über dem Erdboden, ein Schnitt senkrecht, die beiden waagerechten Schnitte verbindend - dann die Rinde abgezogen - so waren die Rindenbahnen gewonnen worden. Ein ganzes Waldstück hatten die Russen so entrindet, um die Hütten zu bauen. Der Erdboden in den Hütten war mit Kiefernreisig ausgepolstert. Bescheidene Quartiere für eine siegreiche Armee! Sie hätte auch die Macht gehabt, die Bewohner der umliegenden Orte aus ihren Häusern zu treiben, um selbst einzuziehen.

*

Die Besatzungsmacht brachte Neuerungen. Am einschneidendsten empfanden wir die Einführung der Moskauer Zeit. Die Uhren 2 Stunden vorstellen! Wenn wir abends 9.00 Uhr ins Bett gingen, war es eigentlich 7.00 Uhr abends der Ortszeit. Und das im Hochsommer! Nächtliche Kühle gab es erst nach Mitternacht. Das war gewöhnungsbedürftig.

Die Schule lief wieder an, ausgeschlafen waren wir immer erst nach der 2. Schulstunde. In den Pausen waren wir aktiv. Einige hatten Jagdpatronen gefunden. Wir brachen die Schrotladung ab und schütteten etwas von dem Pulver unter den Tintenglasdeckel. Zuschlagen: - Peng. So Schuss auf Schuss, und das jeder von uns 40 Jungen. Das Konzert klang wie Maschinengewehrfeuer. Von den Lehrern hat sich keiner sehen lassen. Sicher dachten sie: "Denen wird schon das Pulver ausgehen!" Unser Arsenal reichte für mehrere Tage. Einmal ist einem eine Schrotkugel ins Pulver geraten; die flog seinem Vordermann ans Ohr. Oh, weh! Mit Mühe hat er sich die Tränen verkniffen. - Aber dann hatten wir einen Sprengstoff, der aussah wie Lakritze. Er war in Stangen geformt wie Makkaroni. Wenn man die „Makkaroni“ anbrannte, zischten die ab wie eine Rakete, und es stank fürchterlich im Klassenzimmer.

Die Besatzungsmacht brachte auch Farbe in unseren eintönigen Alltag (fast so wie 1989 die Wessis). Am Bahnhofsvorplatz wurden Porträts in gewaltiger Größe aufgestellt. Fast verdeckten sie den Bahnhof. In der Mitte Generalissimus Stalin, mindestens 1 m größer als die anderen. Links und rechts von ihm seine Generäle. Alle schön farbig gemalt. Das letzte Mal hatte ich am 20. April vor einem Jahr den Platz im Fahنشmuck gesehen. Das war "Führers Geburtstag." Hakenkreuzfahne an Hakenkreuzfahne auch auf der Hauptstraße. Ich erinnere mich, dass ich das eigentlich ganz schön bunt fand. In diesem Jahr war an "Führers Geburtstag" nur noch eine einzelne Fahne dort aufgezogen worden. Jetzt diese großen Porträts. Man erzählte sich in Coswig, ein Russe habe sich davor gestellt und laut gerufen: "Der Zirkus beginnt!"

In der Schule lernten wir jetzt auch, dass wir von der Sowjetarmee befreit worden waren. Wir Kinder reimten. "Stalin, unser Befreier, wo bleiben Butter und Eier?" Gemessen an den letzten Kriegstagen war die Versorgung wirklich schlecht, besonders außerhalb der Großstädte. Bei uns gab es noch weniger auf die Lebensmittelmarken als in Dresden. Bei den Gärtnern gab es auch kaum Gemüse zu kaufen. Aus Dresden kamen Hunderte und tauschten: z.B. Zucker gegen Erdbeeren oder auch Textilien gegen Gemüse. Wer nichts zum Tauschen hatte, bekam auch nichts. Das sollte auch eine lange Zeit so bleiben

Heizmaterial gab es auch nur zu wenig zu kaufen. Eines Tages sagte meine Mutter: "Wir müssen für den Winter vorsorgen, damit wir nicht frieren. "Also Handwagen aus dem Schuppen. Fahrt: Neucoswiger Straße, den schlimmen Anstieg der Steinstraße, Spitzgrundstraße. Vom Wettinstift an bergab. - Ich setzte mich in den Wagen, lenkte die Deichsel mit den Füßen. Die Mutter schwang sich hinten in den Wagen. So rollten wir mit großem Spaß bis an die Moritzburger Straße. Meine Mutter hat immer Sinn für Kinderspäße gehabt. Dann der Anstieg durch den Spitzgrund. Wir fanden ein Waldstück, in dem reichlich dürre Äste lagen. Hier luden wir unseren Wagen voll. Der Heimweg wie der Herweg, nur umgekehrt; dort wo wir den Wagen erst ziehen mußten, mußten wir ihn jetzt zurück halten, um nicht überrollt zu werden. Unsere erste Holzfuhr war ein großes Erfolgserlebnis. Wie sahen dem Winter gelassen entgegen. -

Mein 12. Geburtstag: Meine Mutter hatte sich wirklich bemüht, den Tag für mich zu einem Festtag zu machen. Als ich aufstand, führte sie mich gleich in unsere "Gute Stube". Hier hatte sie wie immer meinen Geburtstagstisch auf ihrer Kredenz angerichtet. Einige Kleinigkeiten - leider weiß ich mich nicht mehr, was es war, aber ich erinnere mich, dass ich große Freude hatte. Dazu eine Geburtstagstorte mit Garnierung und der Aufschrift: "Zum 12. Geburtstag" und zwei Lagen Füllung! Es war eine Kaffee-Torte. Das Rezept kenne ich nicht; ich weiß aber, es kam gemahlener Ersatzkaffe in den Teig, das machte ihn sehr schön braun und gab dem Kuchen ein eigenes Aroma. Füllung und Garnierung war Pudding. Daneben zwei große bunte Sträuße mit Blumen aus dem Garten. Am Nachmittag gab es eine kleine Kaffeerunde: Mutter, Oma, die Helga. Da gab es Kartoffelkrümelkuchen. Der Geburtstagskuchen wurde traditionsgemäß am Geburtstag nicht angeschnitten; ich durfte mich noch ein paar Tage am Anblick des geschmückten Tisches freuen. Kartoffelkrümelkuchen war ein Kuchen, dessen Teig aus Mehl und gekochten, geriebenen Kartoffeln bestand. Der Teig wurde zum Kuchenboden fest in die Form gedrückt; der Boden wurde mit Marmelade bestrichen, darauf kamen dann vom gleichen Teig Streusel. Knusprig braun gebacken sah er lecker aus und war für uns eine echte Gaumenfreude. Nachbarskinder hatten mir auch gratuliert und Blumen gebracht, die sie am Wegrain gepflückt hatten. An den Duft erinnere ich mich noch, auch an die Blüten - die Pflanze habe ich aber seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Wir Kinder spielten dann im Garten bis zum Abend.

Nach den Flüchtlingen kamen die Umsiedler aus den bisher deutschen Gebieten im Osten und aus der Tschechei. Sie kamen zu Fuß oder auch mit der Eisenbahn, hatten einiges Handgepäck bei sich und machten einen ziellosen Eindruck.

Eines abends kam meine Mutter mit zwei jungen Frauen nach Hause: "Die übernachteten heute bei uns". Ich fand sie sehr hübsch, sie ähnelten sich wie Zwillingsschwestern. Die beiden waren freudig erregt und sehr gesprächig. Da sahen sie meine Geburtstagstorte. Sie gratulierten mir lieb und herzlich und bedauerten, dass sie kein Geschenk für mich hatten. Plötzlich fand die eine noch eine Rolle Drops in ihrer Tasche, die überreichte sie mir. Ich konnte mich nicht oft genug bedanken, es war mir bewusst, dass das ihr eiserner Proviant gewesen war. Nach dem Abendbrot erzählten sie. Sie kamen direkt von zu Hause. Ihren Eltern gehörte eine Mühle bei Tetschen, und sie zeigten uns ein Foto: Ein Fachwerkhaus in einem Wiesengrund. Ihre Familie besaß das Anwesen seit 200 Jahren, Generation nach Generation. - Die eine der Frauen war Lehrerin und begeistert von ihrer Klasse kleiner Schüler. Vor wenigen Tagen hatte sie mit ihnen im Unterricht die Frühblüher unter den Pflanzen behandelt und dann die Aufgabe gestellt: Malt ein Bild zum Thema: "Wir schützen die Frühblüher", und sie hatte die Bilder zum Zensieren eingesammelt. Da sie die nicht mehr zurückgeben konnte, hatte sie sie noch in ihrer Tasche. Wir schauten sie gemeinsam an: phantasievolle Kinderzeichnungen. - Die andere junge Frau war nach dem Abitur als Luftwaffenhelferin eingezogen worden und auf einem abenteuerlichen Weg gerade nach Hause zurückgekehrt gewesen. - Am nächsten Morgen reisten sie weiter nach Leipzig, dort hofften sie, ihre Eltern zu finden. Meine Mutter hatte die beiden Mädchen am Bahnhof sitzen sehen. Einige junge russische Soldaten versuchten gerade, mit ihnen zu bandeln. Da hat mein Mutter die Mädchen angesprochen, ob sie mit ihr nach Hause kommen wollten. Sie wollten, froh, dieser Gesellschaft zu entrinnen und nicht auf dem Bahnhofe nächtigen zu müssen.

Wir nannten sie Umsiedler, die Westdeutschen Heimatvertriebene und grenzen sie damit bewusst von den Ansässigen ab. - Die Umsiedler kamen und blieben, das war jedem von uns klar. Die Wohnraumlengung der Stadtverwaltung besichtigte die Wohnungen und schaute, wo noch jemand zusätzlich untergebracht werden konnte; dort wurden dann Umsiedler eingewiesen. Die Umsiedler kamen ja mit wenig Gepäck. Die Kinder der Umsiedler waren uns interessante Spielgefährten. Sie hatten viel erlebt und konnten über Landschaften erzählen, die wir nicht kannten.

Über Ereignisse außerhalb unserer Stadt erfuhren wir nicht viel. Radio hatten wir keines mehr. An Informationen aus der Zeitung erinnere ich mich nicht. Die Mund zu Mund-Informationen sagten Schlimmes. Man hörte, dass die Deutschen in der Tschechei vor der Ausweisung geschlagen worden waren. Man hörte, dass in Pirna viele Tote aus der Elbe gezogen worden sind; manche sollen gefesselt gewesen sein, manche in Gruppen zusammengebunden.

Ich war an der Elbfähre: Da trieb etwas unter dem Fährsteg hindurch. Neugierig ging ich hin - und schaute einem ertrunkenen Jungen meines Alters ins Gesicht. Er hatte die Pimpfenkleidung an, ohne die Abzeichen. (Das war normal; denn das war eine stabile Kleidung, die stabilste, die es im Kriege noch gab. Wir trugen sie auch noch nach Kriegsende, bis sie zerschlissen war – das Braunhemd schwarz gefärbt.) Das Fährboot legte an. Der Fährmann sah ihn: "Ach Gott - der kleine Kerl!" Das Fährboot legte ab. Der Fährmann hakte mit dem Staken in seine Kleidung - schleppte ihn in die Strömung - ließ ihn weiterräumen. Dann spülte er noch den Haken vom Staken durch einige kräftige Schläge ins Wasser ab. Ich fühlte mich, als ob ich einen Mord geduldet hätte.

*

Meine Oma wohnte nun auch offiziell bei uns, d.h. sie war polizeilich und beim Einwohnermeldeamt in Coswig angemeldet. Sie war still. Gliederte sich ein und machte sich überall nützlich, bereitete das Essen vor, besserte Kleidungsstücke aus, stopfte Strümpfe, jätete auch im Garten mal ein Beet aus. Ich habe sie nie untätig gesehen. Sie hielt auch mich zur Arbeit an; wies mich zurecht, wenn ich etwas machte, was ihr nicht gefiel. Das hatte ich aber gar nicht so gern. Ihren Schmerz und ihr Schicksal trug sie ohne Klage in Frömmigkeit und voller Gottvertrauen. In die Kirche ging sie nur zu ganz besonderen Anlässen, aber die Kirchenlieder, die sie während ihrer Schulzeit im Religionsunterricht gelernt hatte, kannte und konnte sie alle noch und zitierte zuweilen in die Situation passende Strophen. Sicher hat sie unter ihrer Situation gelitten.

Ihr Leben war zwar arbeitsreich gewesen, aber vielseitig und interessant. Sie kam aus einer gut situierten Bürgerfamilie. - Als eine der Töchter des Gastwirtes Schubert, Inhaber des Gasthofes in Naundorf, hatte sie die Radebeuler Prominenz kennen gelernt, so z.B. den Baumeister Paul Große, der neben zahlreichen anderen Bauwerken den Radebeuler Bismarckturm errichtet hat. Ihr Vater muss ein geschickter Geschäftsmann gewesen sein. Als in Coswig die Fabriken errichtet wurden, baute er an den Bahnübergang der Naundorfer Straße eine Gaststätte. Ursprünglich sollte sie größer werden, aber die Eisenbahn gestattete den Bau nicht. Und so baute er sie nur als kleinen Flachbau und nannte sie "Kiste". Die Töchter machten den Ausschank. "Freitags habe wir das Geld mit dem Handwagen nach Hause gefahren" sagte einmal meine Oma. Ja, er muss wohlhabend gewesen sein, der Vater Schubert. Er spekulierte auch mit Häusern. Von dem Haus an der Bahnhofstraße in Radebeul West, in dem jetzt die Apotheke ist, war er der Bauherr. Seine Töchter hatte er branchengerecht ausbilden lassen. Meine Oma z. B. hatte zwei Berufe mit Lehrabschluss: Weißnäherin und Köchin. Er hat seine Töchter auch gut verheiratet, alle im mittelständigen Bürgertum. Seine Schwiegersöhne: Erben von Gasthöfen, Beamte, Bankangestellte. Einer seiner Enkel war der Kunstmaler Theodor Rosenhauer, ein anderer der Arzt Dr. Weber, der in Kötzitz seine Praxis hatte.

Meine Oma heiratete in die Kaiserbrauerei der Familie Viehhäuser ein. Die befand sich an der Leipziger Straße in Naundorf. Ihr Ehemann betrieb die Brauerei, sie führte als achtzehnjährige junge Frau die zugehörige Gaststätte

"Zum Tunnel". Am Mittagstisch hatte sie zehn Tischgäste im Abonnement, dazu die durchreisenden Gäste vom Frühstück bis zum Abendbrot. Das waren an der verkehrsreichen Straße nicht wenige! Daneben pflegte sie ihre bettlägerige Schwiegermutter bis zu deren Tod. Später übernahm sie mit ihrem Mann den Gasthof in Altzella bei Nossen, ein beachtliches Anwesen mit Saal, Ausspanne und Hotelzimmern. Ihr Mann betrieb zusätzlich einen Biergroßhandel und war häufig bis in die Nacht hinein mit dem Gespann unterwegs. Das war sicher ihre glücklichste Zeit. Ihre Kinder Fritz, Hans, Viktor, Friedel und Liesel bevölkerten den Hof. Doch dann kam das Unglück: - ihr Mann starb 36jährig an einem Herzleiden. Nun stand sie allein mit ihrer Kinderschar. - Dann verliebte sie sich in einen Logiergast. Er war Bauleiter bei der Elektroinstallation des Talbades, einer in der Nähe ihres Gasthofes befindlichen Firma. Er hatte ein sicheres Auftreten und war seriös. Sie heiratete ihn. Seine Worte bei der Hochzeit: "Bei einer Frau mit solchen Händen wird man nicht verhungern." Bald erfuhr sie von einem Bankangestellten, dass er seine Schulden mit den Mündelgeldern ihrer Kinder deckte, und sie ließ das Konto für ihn sperren. Der Gasthof in Altzella wurde verkauft und eine still liegende Gaststätte in der Burgstraße in Meißen übernommen. Doch noch vor der Neueröffnung wurde auch diese aufgegeben, und die Familie zog nach Dresden. In Dresden betrieb meine Oma nacheinander einen Kolonialwarenladen (so nannte man die Lebensmittelgeschäfte damals) am Martin-Luther-Platz, das Dianabad (Kur- und Wannenbad mit angeschlossener Wäscherei) beim Großen Garten, ein Geschäft, das Tresore verkaufte und eine Gaststätte in Dresden-Löbtau nahe der Heil- und Pflegeanstalt. Ihre Kinder wurden erwachsen, erlernten Berufe, heirateten. Ihr ältester Sohn Fritz bekam ein Söhnchen, aber die Mutter lief davon. So kam ihr Enkel Harry zu ihr, und sie zog ihn auf wie ihre eigenen Kinder - nur mit mehr Aufwendung. Dann starb ihr zweiter Mann. Sie hatte auch ihn zu Hause bis zu seinem Tode gepflegt. - Die große Wohnung in der Radebeuler Straße musste sie aufgeben. Sie zog zu ihrem Sohn Hans. In seiner Familie hat sie meine Cousine Ursel vom Baby-Alter an gehütet.

Ihre Rente war dürftig. Zwar unterstützten sie ihre Kinder finanziell - aber die waren auch nicht reich. Und so arbeitete sie an den Wochenenden als Köchin - so in der allen Dresdnern bekannten Gaststätte "Eule" an der Grundstraße. - Während des zweiten Weltkrieges war die Spitzgrundmühle in Coswig eine von vielen Menschen besuchte Gaststätte. Die Krankenhäuser in Coswig waren Lazarette, und wenn die Angehörigen ihre Verwundeten besuchten, brauchten sie etwas zu essen und einen Platz, an dem sie die Misere für kurze Zeit vergessen konnten. Die Familie Grille, Besitzer und Betreiber der "Spitzgrundmühle", suchte eine tüchtige und erfahrene Köchin und besann sich auf meine Oma, eine Verwandte von ihnen. Bis zu weit über hundert Essen musste sie hier pro Mahlzeit nicht nur kochen, sondern auch zum Servieren fertig machen und ausgeben. Jede Portion musste sie sorgfältig abwägen. Das Essen gab es ja auf Lebensmittelmarken, und es gab Gäste, die mit der Briefwaage ihre Portion nachwogen - amtliche Kontrolleure. Da hatte sie eine große Verantwortung besonders gegenüber der Gaststättenleitung. "Man hat zu tun wie der Rat zu Leipzig" - war Omas häufige Rede.

Ihr Leben war voller Aufgaben gewesen. Das war nun alles vorbei. Aber sie war rüstig und aktiv. Sie suchte ihre

Schulfreundinnen aus Naundorf wieder auf. Am meisten zog es sie aber zu Tante Liesel - eigentlich zur Elke. Da war wieder ein Kind, das sie umsorgen konnte. Sie blieb oft tagelang dort. Eines Tages kam sie nach Hause und sagte: "Martin ist da." Und sie fügte tröstend hinzu: "Nun ist der erste da, da werden die anderen Männer auch bald kommen."

*

Onkel Martin hatte sich immer aufgeschlossen gegeben. Er konnte eine Gesellschaft sehr beleben, hatte sich auch immer sehr nett mit uns Kindern abgegeben. Sein gekonnter und geübter Gesang war sehr beliebt. Arien aus dem "Zarewitsch" von Lehár und dem "Postillon von Lonjumeau" von Adam gehörten zu seinem Repertoire. Und nun besuchten uns Tante Liesel und Onkel Martin. Wir freuten uns. Doch sie kamen mit bitteren Mienen - wollten etwas klären. - Und dann brach ein schrecklicher Streit los. Meine Mutter schickte mich in den Garten. Ich sollte das nicht mit erleben. Der Streit endete erst, als meine Mutter in einem schweren Herzanfall zusammenbrach. Tante Liesel und Onkel Martin kamen in den Garten. Sie sagten: "Geh zu deiner Mutter." Meine Mutter lag auf dem Sofa und rang nach Luft. Ich wusste nicht, wie ich ihr helfen konnte. Schließlich sagte sie: "Hol' mir bitte ein Glas Wasser." Onkel Martin kam und sagte nur: "Das war nötig." Dann verabschiedeten sie sich. - Worum es ging, habe ich nie erfahren - war es noch der Reis ? - war es das Erbe? Ich weiß es nicht.

Onkel Martin hatte im Krieg schlimme Erlebnisse gehabt. Er war zur Infanterie eingezogen worden. Winter an der Ostfront. Später ist seine Einheit in das besetzte Frankreich verlegt worden. - Nach dem Krieg deutete er einmal an, dass viele seiner Kameraden gefallen sind. - Sicher haben ihn die Kriegserlebnisse zeitlebens belastet.

Nicht nur die physischen, besonders die psychischen Belastungen der Soldaten im Krieg ist unbeschreibbar. Ich erinnere mich an eine Szene aus einer Wochenschau. Wochenschauen waren Kurzfilme, die vor dem Hauptfilm gezeigt wurden und aktuelles Geschehen wiedergaben: Kriegsberichte - siegesgewiss, heroisch, den Feind entstellend - diese Bilder habe ich vergessen. Aber eine Szene hat sich mir tief eingepägt - Ostfront, Schützengraben, ein deutscher Soldat rollt getroffen vom Grabenrand, - Kameranäherung: - eine MG-Stellung - vor dem Schützengraben eine unübersehbare Weite übersät mit Leichen. - Was mag in dem MG-Schützen vorgehen, der die anstürmenden Massen niedergemäht hatte? Er war ein Held. Er hatte den Angriff erfolgreich abgewehrt. Er hatte das Leben seiner Kameraden gerettet und auch sein eigenes. Aber wird er das Bild vergessen können, wie von seinen Kugeln, tödlich getroffen, Menschen in Scharen vor ihm zusammenbrechen? Wird er die Schreie der Verwundeten je wirklich vergessen können?

Schrecklich auch der Partisanenkrieg. Partisanen, bewaffnete Zivilisten, Männer und Frauen, die im besetzten Gebiet operierten mit dem Auftrag, den Nachschub zur Front zu stören. Jeder Zivilist kann im Partisanengebiet für

einen Soldaten harmlos sein oder tödliche Gefahr. Nach Kriegsrecht kann jeder gegnerischer Zivilist, der mit einer Waffe angetroffen wird, hingerichtet werden.

Auch die Erzählungen der unmittelbar Betroffenen können das Grauen nicht ausdrücken. Meist erzählten sie nur lustige Randerlebnisse. Sie mussten das Grauen verdrängen, aus ihren Erinnerungen löschen, um überleben zu können. Doch dann brach die Erinnerung an das Grauen aus ihnen heraus. Doch nur Bruchstücke kommen auf uns – oft erst Jahre später.

Von verschiedenen ehemaligen Soldaten spontan erzählte Erlebnisse:

„Wir hatten in einem Dorf sechs Partisanen festgenommen. Sie wurden erschossen. Als sie am Morgen begraben wurden, fehlte einer. Wir suchten in dem Dorf und fanden ihn in seinem Haus am Tisch bei seiner Familie – nur durch den Hals geschossen. Wir haben ihn wieder festgenommen und erschossen.“

„Einmal hatten wir eine junge Partisanin gefangen. Ein sehr schönes Weib. Das Erschießungskommando war angetreten. In zehn Schritt Entfernung kniete sie vor uns. Kommando: Durchladen, legt an, Feuer! – sie fiel nicht. Keiner hatte auf sie schießen können. Neues Kommando: Durchladen, legt an, Feuer! Da fiel sie.“ -

„Ich habe eine Frau erschossen. Unsere Einheit hatte eine Partisanin gefangen genommen. Wir mussten sie erschießen. Ich war MG-Schütze. Ich bekam den Befehl: MG in Stellung bringen. Sie wurde an einen Pfahl gebunden. Dann bekam ich den Befehl zum Schießen. Ich konnte nicht. Da zog der Kompanieführer seine Pistole, entsicherte, setzte mir kalt die Mündung ins Genick und sagte: Schieß! Da habe ich geschossen“.-

„Wir marschierten als geschlossener Marschblock durch ein französisches Dorf. Beim letzten Haus krachte es, eine Rauchwolke kam aus dem offenen Fenster, drei Kameraden brachen tödlich getroffen zusammen. Wir umstellten das Haus und durchsuchten es. Im Hause nur drei Frauen und in den Betten drei noch heiße Gewehre. Die Frauen wurden vor dem Haus erschossen.“-

„Wir hatten einen englischen Angriff aufgegeben. Nur ein einzelner Mann lag uns noch gegenüber. Er hatte sich ausgeschossen und musste sich ergeben. Ich hatte gerade das Abitur gemacht. Da ich als Einziger englisch konnte, musste ich ihn anrufen, er solle mit erhobenen Händen auf unsere Stellung zukommen. Er sagte `I don't believe the German`. Ich forderte ihn erneut auf und versicherte ihm, es könne ihm nichts passieren. Er kam mit deutlich erhobenen Händen auf uns zu. Da fiel ein Schuss aus unseren Reihen. Der Mann brach zusammen. Ich lief zu ihm, nahm ihn in die Arme. Da sagte er: `I was right` - deutete auf seine durchblutete Feldbluse. Aus der Brusttasche zog ich ein Bild, seine Familie. Er nahm es in die Hand, betrachtete es und starb“. -

„Ich erlebte den Ostfeldzug von Anfang an. Ich war Sanitäter. Schon fünf Minuten nach Kriegsbeginn hatte ich eine ganze Kompanie mit Bauchschuss. Der Kompanieführer, ein Offizier aus dem ersten Weltkrieg, hatte sie singend gegen die polnische Stellung marschieren lassen. Eine Maschinengewehrgarbe hatte gereicht.“ -

Solche Erlebnisse belasten Millionen von Kriegsteilnehmern. Noch als alter Mann, Jahrzehnte nach dem Krieg, brach ein Kollege von mir immer, wenn er von seinen Kriegserlebnissen sprechen wollte, in Tränen aus und

konnte nicht weiter sprechen.

*

Tante Betty, die Frau von Onkel Viktor - dem jüngsten Sohne meiner Oma, besucht uns. Still und ernst tritt sie ins Zimmer: "Viktor ist tot." Mit Tränen in den Augen holt sie einen Brief aus ihrer Tasche. Absender: Kriegsgefangenenlager Kreuznach, Lagergeistlicher. In sauberer, geübter Handschrift tröstende Wort und dann "... Fürsorge und ärztliche Kunst vermochten ihn nicht am Leben zu halten." Oma sank bleich und wortlos auf einen Stuhl. Meine Mutter und Tante Betty umarmten sich weinend.

Onkel Viktor war der Lustigste in unserer Familie gewesen. Dunkelhäutig, schwarzes, lockiges Haar, immer zu Scherzen aus der Situation heraus aufgelegt. Als Soldat hatte er LKW-Lastzüge mit Lebensmitteln an die vordere Front gefahren. Oft unter Partisanenbeschuß. Ein Beifahrer ist neben ihm im Fahrerhaus tödlich getroffen worden. Einmal schenkte er mir ein Gewehrprojektil mit den Worten: "Das war für mich bestimmt." Es war durch den Rahmen der Windschutzscheibe, an seinem Kopf vorbei, in die Rückwand des Fahrerhauses eingeschlagen. Auf einem Foto sahen wir ihn, an russische Kinder Brot verteilen. Auch die Kämpfe an der Westfront hat er ohne Verwundung überlebt. Nachdem der Krieg vorbei war, musste er in einem französischen Gefangenenlager sterben. Wodurch? Der Geistliche hat es nicht geschrieben.

Heimkehrer aus französischer Kriegsgefangenschaft haben erzählt, sie seien in offenen Güterwagen transportiert worden. Von den Brücken habe die aufgebrachte französische Bevölkerung Unrat und Steine auf sie geworfen. Dabei sollen viele Gefangene verletzt und auch getötet worden sein. Besonders schlimm sei das Kriegsgefangenenlager in Bad Kreuznach gewesen. In das überfüllte Lager seien die Gefangenen hinein gezwängt worden. Es wäre auch von den französischen Wachmannschaften in die Masse zusammengedrängter Gefangener blindlings hineingeschossen worden.

*

Es war herrliches Sommerwetter. Wir gingen in den Spitzgrundteich baden. Wir wussten: Das war verboten, weil zu gefährlich. Unsere Lehrer hatten es uns genau erklärt: - Die kalten Strömungen in dem Teich können Herzschlag verursachen, auch bei jungen Leuten. Aber die Russen badeten dort, und da sahen wir keinen Grund, nicht auch dort zu baden. Vor den Russen hatten wir die Scheu abgelegt. - An dem Ufer des doch recht kleinen Teiches hatte sich ein munteres Strandleben entwickelt.

Das Sommerwetter brachte auch das Reifen des Getreides. Wir gingen Ährenlesen. Das Getreide wurde mit dem

Mähbinder geschnitten. Das war eine Maschine, die, von zwei Pferden gezogen, die das Getreide schnitt, zu Garben band und die Garben auswarf. Mägde liefen hinter der Maschine her und stellten jeweils fünf Garben zu einer "Puppe" zusammen. So ließ man das Getreide einige Tage trocknen. Dann wurde es auf dem Erntewagen - hoch aufgeschichtet - und in die Scheune gefahren. Wenn das Feld abgeerntet war, mussten die Mägde große Schlepprechen längs und quer über das Feld ziehen, um die abgefallenen Ähren auch noch aufzuraffen. Erst dann durften wir auf das Feld und die restlichen Ähren auflesen. Wir gingen meistens barfuß - auf dem Stoppelacker war das gewöhnungsbedürftig. Da wir auf diese Arbeit gar nicht eingerichtet waren, war unsere Ausbeute entsprechend gering. Wie ging's nun weiter, wenn wir die Ähren hatten? Oma wusste es. Sie wurden in einen Sack gesteckt und darin mit einem Stock ausgedroschen. Schüttelte man den Sack, dann sammelten sich die Körner, aber auch die Spreu, am Boden, und man konnte das Stroh herausnehmen. Körner und Spreu kamen in eine Schüssel, und dann wurde die Spreu herausgepusht. Auf der Kaffeemühle mahlten wir die Körner zu Schrot, und von dem gab es dann am Morgen eine Suppe. Oh wie fein!

Nach unserer ersten und nach meiner Meinung so erfolgreichen Holzaktion mussten bald weitere folgen. Aber der Wald war bald so ausgeästet, als ob er gekehrt worden wäre. Da kamen uns die Russen ungewollt zu Hilfe. Sie ließen inzwischen aus den Fabriken die Maschinen ausbauen, um sie nach Russland zu transportieren. Dafür brauchten sie viele große massive Transportkisten. Um das erforderliche Holz zu gewinnen, wurden von ihnen in den Kiefern- und Fichtenbeständen große Kahlschläge angelegt. Wir durften uns von den gefällten Stämmen die Äste abhacken. Der Handwagen wurde kunstvoll so hoch bepackt, dass wir gar nicht mehr darüber hinweggucken konnten. Die Mutter schob hinten, ich zog an der Deichsel und steuerte geschickt um die Schlaglöcher herum. Die Straße im Spitzgrund war nur mit Schotter befestigt. Die Waldwege, auf denen wir erst zur Straße fahren mussten, waren aber tiefgründig zerfahren und nach einem Regen so aufgeweicht, dass unser armer Handwagen zuweilen bis zur Achse einsank. Da halfen wir "Holzsammler" uns gegenseitig. Mit vereinten Kräften und "hau ruck" ging's wieder auf festen Fahrgrund. Wenn der Wagen rollte, kam die Mutter mit an die Deichsel. Dann war die Fahrt nicht so langweilig; wir konnten uns unterhalten. Erst waren die Kahlschläge im Spitzgrund, dann bei Kreyern und schließlich fast bei Moritzburg - da waren wir schon froh, wenn wir den Wagen auf dem Hahneberg beim Auer hatten.

Wir waren wieder mit so einer hoch geladenen Holzfuhr unterwegs und zogen gemeinsam unseren Wagen im Spitzgrund abwärts. In der Kurve oberhalb des großen Steinbruches kam uns ein Traktor mit offenem Anhänger entgegen. Auf der Ladefläche des Anhängers saßen mehrere Russen. Unser Handwagen und der Traktor kamen gerade so aneinander vorbei. Da hörte ich ein gallopiertes Pferd von hinten auf unseren Wagen zukommen. Plötzlich: Einer der Russen springt auf, weist mit ausgestrecktem Arm auf mich und ruft über unseren Wagen hinweg: "Tam maltschik!" Und schon sehe ich unmittelbar vor meiner Nase einen Pferdearsch - die Hinterhufe schlagen keinen halben Meter von meinen Füßen entfernt auf die Erde. - Das Pferd galoppierte noch ein Stück

weiter, dann bekam es der Reiter in den Griff. Er wendete, ritt ein Stück zurück, vergewisserte sich, dass uns nichts passiert war, nickte, wendete wieder und ritt weiter. Jetzt erst begriffen wir, das Pferd hatte gescheut. Der Reiter hatte uns hinter dem Wagen nicht sehen können. Nach dem Zuruf hatte er sein Pferd so hochgerissen, dass es den Wagen und mich übersprang. - Da hatte ein zweites Mal die Geistesgegenwart eines Russen uns das Leben gerettet!

*

Unsere Siedlung war eine Idylle. Bis auf zwei Häuser, die von Granaten getroffen worden waren, hatte es keine Kriegsschäden gegeben. Die durch den Beschuss zerbrochenen Fensterscheiben hatte Herr Lindner, Tischler und Glaser auf dem Lachenweg, wieder erneuert - gegen Bezahlung und etwas zum Rauchen versteht sich. Die kleinen Wiesenstücken mähte Herr Messerschmidt, ebenfalls ein Nachbar - natürlich auch gegen Bezahlung und etwas zum Rauchen. Es hatte bis zum Kriegsende "Raucherkarten" auch für die Frauen gegeben. Meine Mutter hatte die ihr zustehenden Tabakwaren gekauft, aber natürlich nicht geraucht, sondern als mögliches Zahlungsmittel aufbewahrt und damit sorgfältig gewirtschaftet. Die Gärtner verkauften Pflanzen, und Sämereien hatten wir schon im Vorjahr gezogen und wieder ausgesät. Die Vorgärten waren gepflegt, die Beete bestellt. Die Siedlung machte ihrem Spottnamen "Kohlrabi-Insel" alle Ehre. Obwohl unser Garten nicht groß war, kam mir ein Teil der Gartenarbeiten zu. Ich machte sie auch recht gern und bin meiner Mutter dankbar, dass sie mich dabei einschaltete und anleitete. Lernte ich doch, dass Betätigung auch einen Sinn haben muss. Neben den Arbeiten im Garten, die man gern als Freizeitbeschäftigung sehen kann, gab es aber in den Häusern noch ein anderes Problem. Sie hatten keine Abwasseranschlüsse. Das bedeutete: Jeder Liter Wasser, der im Haus verarbeitet wurde - zum Waschen, zum Essenkochen, zum Trinken - floss in eine Sammelgrube und musste mit der Handpumpe wieder herausgepumpt und mit Eimer und Gießkanne im Garten verteilt werden. Seit mein Vater nicht mehr zu Hause war, gab es für meine Mutter und mich hier eine eindeutige Arbeitsteilung: - Ich pumpte die Eimer voll, meine Mutter trug sie im Garten breit und goss damit die Pflanzen. Und das fast jeden Abend. Im Herbst und im Frühjahr wurde die Jauchengrube geräumt. Ich schöpfte die Jauche in die Eimer, meine Mutter trug die Eimer weg und düngte so den ganzen Garten. Zugegeben, das war weniger idyllisch. Aber ich lernte dabei, dass auch unangenehme Arbeiten erledigt werden müssen. Und, ohne prahlen zu wollen, meine Mutter dabei allein lassen, das wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Auch meine Schulkameraden halfen zu Hause und hatten auch solche Arbeiten. Bei manchen spürte man es am nächsten Tag noch, wenn sie am Vorabend beim Jauchen geholfen hatten. Wenn die Eltern größere Gärten hatten, hatten sie noch mehr Arbeit, aber auch mehr Gemüse zu essen.

Der Gesundheitszustand meiner guten Mutter wurde bedenklich. Sie musste wieder zur Behandlung zum Facharzt

Dr. Hoenicke. Nur er konnte ihr helfen.

Soweit ich das heute verstehe, machte er mit seinen Patienten eine kombinierte Therapie, die darin bestand, dass er die Stoffe, die die erkrankten Organe nicht mehr in genügender Menge produzierten, durch Injektionen und Medikamentengaben ergänzte und durch traditionelle Arzneien und Nahrungs-Ergänzungstoffe (das Wort gab es damals noch nicht, aber die Präparate) das Allgemeinbefinden der Patienten verbesserte. Das Befinden diagnostizierte er durch eine systematische Befragung nach allen Körperfunktionen - ein Gespräch schlicht, sachlich, ruhig. In schlichter Alltagskleidung - ohne weißen Kittel - saß er, leicht nach vorn gebeugt, am Schreibtisch und protokollierte mit kräftiger Handschrift jede Antwort. Diese Befragung wiederholte er bei jedem Besuche, und bevor er die Patienten in sein Sprechzimmer bat, hatte er das Protokoll vom vorherigen Besuch des Patienten studiert. Erst nach der Befragung machte er einige Untersuchungen: Schaute sich die Augen und die Bindehaut an, befühlte den Hals, hörte das Herz ab, fühlte den Puls, maß den Blutdruck. Jede Beobachtung und jede Messung wurden von ihm einzeln notiert. Dann schaute er sich sorgfältig das Protokoll an, verglich es mit den älteren Protokollen und besprach mit dem Patienten den Stand und die weitere Behandlung der Erkrankung. Wenn erforderlich, nahm er Injektionen vor. Zum Schluss schrieb er die Rezepte aus, erläuterte die Anwendung und sprach noch ein paar persönliche Worte mit dem Patienten. Manchmal waren Patienten wegen der langen Wartezeit ärgerlich, aber alle kamen ruhig, geläutert und optimistisch aus seinem Sprechzimmer. Die Rezepturen seiner Medikamente stellte er für jeden Patienten selbst auf und aus. Die Präparate wurden in einer Apotheke in der Ringstraße individuell angefertigt. Eine Konsultation bei ihm konnte weit über eine Stunde dauern; die Wartezeiten bis zur Behandlung konnten Tage dauern. Er wies dann seinen wartenden Patienten für die Nacht in seiner Klinik Betten an. Es kam auch vor, dass er die ganze Nacht hindurch Patienten behandelte. Er war international bekannt und ist vor dem Krieg u.a. mit dem Flugzeug zu einer Operation nach Amerika geholt worden. Noch während des Krieges kamen Patienten aus ganz Deutschland zu ihm. Bei dem letzten Besuch bei ihm vor dem Angriff auf Dresden hatte mein Mutter im Wartezimmer eine Frau aus Görlitz kennen gelernt, da standen die Russen schon dicht vor der Neisse. Nur zur Operation seiner Tochter hatte man ihn zu spät gerufen. Sie starb ihm unter den Händen. Seine andere Tochter war bei dem tragischen Fährnglück ertrunken, das sich während der Dresdener Vogelwiese 1936 ereignet hatte. Nur sein 10-jähriger Enkel lebte damals bei ihm, und eine Angestellte besorgte die Hauswirtschaft. In der Praxis half ihm eine seiner alten Operationsschwestern.

Irgendwie hatte meine Mutter erfahren, dass die Privatklinik von Dr. Hoenicke in der George Bähr-Straße beim Luftangriff verschont geblieben war. Es war in Dresden bekannt, dass er während beider Angriffe in seinem Operationssaal geblieben- und Schwerverletzte operiert und versorgt hatte. Der Arztbesuch wurde für meine Mutter unaufschiebbar. Ich begleitete sie. Die Straßenbahn brachte uns bis zum Postplatz. Hier standen wir rings

von Ruinen umgeben. Der Zwinger, in dem wir so gern spazieren gegangen waren und die Gaststätten, in denen wir bei Stadtbesuchen gegessen hatten - alles nur noch Trümmer!

Die Straßen bis zur Mitte von Trümmerschutt bedeckt. Schmale Trampelpfade hatten sich gebildet und ließen erkennen, wo die Straße war. Wir wollten Onkel Arnos Haus und Werkstatt aufsuchen. Doch alles zerstört und nicht mehr auffindbar. Zwischen Postplatz und Hauptbahnhof ein unwegsames Trümmergelände. Vom Hauptbahnhof standen nur noch die Fassaden und das Stahlskelett der Bahnsteighalle. Auch südlich vom Hauptbahnhof nur Trümmer. Das Haus, in dem die Klinik war, stand. Dr Hoenicke empfing uns freundlich: "Ja, an dem Hause ist nichts passiert. Als ob in einem dichten Netz eine Masche gerissen wäre." Er konnte meiner Mutter helfen. Er hat später auch meinem Vater und mir geholfen. Er hat noch lange praktiziert.

*

Onkel Fritz, Mutters ältester Bruder, besuchte uns. Wir empfingen ihn freudig. Von seinem Gesicht kam nur ein müdes Lächeln zurück. In der Stube wartete er schweigend, bis sich alle gesetzt hatten. Dann sagte er: "Harry ist gestorben." – Harrys Freund hatte es geschrieben; der Freund, mit dem er als Gefangener auf einem tschechischen Gehöft gearbeitet hatte. Sie hatten bei herrlichem Sommerwetter Getreide eingefahren. Vom Feld gekommen, hatte sich Harry erhitzt unter die kalte Dusche gestellt. In der Nacht bekam er Kopfschmerzen und hohes Fieber. Der Bauer holte den Arzt. - Diagnose: Hirnhautentzündung. Die Bäuerin hat ihn gepflegt, als ob es der eigene Sohn wäre, aber er überlebte die Krankheit nicht. Wir schwiegen lange. Dann sagte die Oma: "Nun auch noch Harry." Tränen liefen ihr über die Wangen. – Sie hatte ihn aufgezogen, weil seine Mutter ihre Familie verlassen hatte. Jetzt sah sie, wie sie ihn als kleinen Jungen an der Hand führte. Wie sie mit ihm einkaufen ging. Nein, gebettelt hat er nie. Aber am Apfelsinenstand sagte er oft: "Oma, Harry Abdesine gerne esse." Und da konnte sie natürlich nicht vorbei gehen, ohne ihm eine zu kaufen. - Ich dachte daran, wie er mit mir sein Segelflugzeug fliegen ließ, das er bei der Flieger-HJ gebaut hatte. Und wie er mir zu Weihnachten ein eigenes Segelflugzeug geschenkt hatte. Und wie er es nur mit einem verzeihenden Lächeln quittierte, als ich ihm eine Drahtleitung hoffnungslos zerknüllt hatte.

Onkel Fritz lebte mit Harry allein. Bereits vor dem Kriegsausbruch war er als erfahrener Kriegsteilnehmer aus dem 1. Weltkrieg zu den Pionieren eingezogen worden. Da war Harry allein. Zur Oma konnte er nicht wieder, die hatte keine eigene Wohnung mehr. Da nahmen meine Eltern Harry zu uns, und das Gericht übertrug meinem Vater die Vormundschaft über ihn. Harry war Schlosserlehrling, so wie mein Vater es auch einmal gewesen war. Als die Meldung vom Einmarsch der deutschen Truppen nach Polen kam, sagte meine Mutter zu Harry: "Da ist dein Vati dabei; wenn es lange dauert, musst du auch noch mit." Harry wurde bei dem Gedanken ganz blass. Meiner Mutter haben die etwas unbedachten Worte ihr Leben lang leid getan.

Die Einberufung hatten die Heiratspläne von Onkel Fritz durchkreuzt. Aber dann erwirkte er eine Kriegstrauung. Dazu durfte er kurz nach Hause, bekam aber nicht die Erlaubnis, Zivilkleidung zu tragen. Seine Frau - eine junge Witwe mit einem Söhnchen - meine Tante Elsa mit meinem Cousin Wolfgang. Da Harry vor dem damaligen Gesetz noch minderjährig war und Tante Else nur knapp 10 Jahre älter, wollte das Gericht verhindern, dass Harry in der Wohnung seiner Familie zusammen mit seiner Stiefmutter wohnte. So streng waren die Sitten! Schließlich hat sich aber dann doch die Familie darüber hinweg gesetzt. Aber kaum hatte Harry ausgelernt, musste er zum Arbeitsdienst (amtlich: Reichs-Arbeitsdienst) und anschließend zum Militär.

*

Geldsorgen hatten wir bis jetzt keine. Das Gehalt meines Vaters war fast bis zum Kriegsende auf unser Konto überwiesen worden. Da meine Mutter sehr sparsam wirtschaftete, war ein Kontostand vorhanden, mit dem wir noch eine Weile leben konnten. Aber dann kam ein unvermuteter Schlag: Alle Konten wurden gesperrt. "Eingefroren" war die offizielle Bezeichnung. (Das Geld wurde 1:10 abgewertet. Trotzdem dauerte das Auftauen mehrere Jahrzehnte.) Am Vortage hatte meine Mutter noch Geld abgehoben, gerade so viel, wie sie für uns in den kommenden Wochen zum Leben brauchte. Sparsam wie immer. Da hatte der Kassenangestellte, der sie gut kannte, gesagt: "Sie können auch mehr abheben, Frau Grunert." "Nein danke." "Ich würde Ihnen aber gerne mehr auszahlen." Darauf sagte meine Mutter: "In den unsicheren Zeiten liegt das Geld hier sicherer." - "Wenn sie meinen." - Da haben wir gelernt, Vertrauen gegenüber der Obrigkeit kann teuer sein. Mutter machte Bilanz, wie lange ihr Geld noch für uns reichte. Ich wollte den Inhalt meiner Sparbüchse auch gleich mit dazulegen - nur einen Fünfziger (zur Klarstellung 0.50 RM !) hatte ich als Samen noch drinnen gelassen. Mutter war gerührt, sagte aber: "Lass' das mal in deiner Sparbüchse, im Moment brauchen wir das noch nicht". Es hätte auch höchstens für einen Tag gereicht. - Es war klar, dass sich Mutter trotz ihres schlechten Gesundheitszustandes nach Arbeit umsehen musste. Das machte mir Sorgen, und ich wollte irgendwie helfen. Da begann ich Brieföffner auszusägen und zu schnitzen. Onkel Horst hat für mich sogar einige verkauft. Viel war aber damit nicht zu verdienen.

*

Unsere Situation wurde trostlos. Die letzte Nachricht von unserem Vater datierte mehrere Wochen vor Kriegsende, danach kein Lebenszeichen. Wir waren traurig und besorgt. - Ich glaube, es war an einem Montag. Wir hatten zu Mittag gegessen: Ein Restchen Fleisch, Kartoffeln und Soße. Mutter weinte leise. Da klingelt es. Ich laufe zum Fenster: " - Mama, der Papa!" - "Du sollst mich nicht so veralbern!" sagte Mutter. Ich: "Ein Mann in Uniform, - doch, es ist der Papa!" - So in Uniform hatten wir ihn noch nicht gesehen. Ich stürmte zum Tor. Er war es

wirklich. Wir konnten es vor Freude nicht fassen. Gesund, sonnengebräunt, lachend und voll Optimismus - so kam unser Vater nach Hause. Unsere Wiedersehensfreude war nicht beschreibbar. ...

Dann packte unser Vater seinen Rucksack aus: - eine Schlafdecke - die zweite hatte er seinen Mitgefangenen überlassen. (Es hieß, die Armee-Offiziere müssen in dem Lager überwintern) - wenig Wäsche - das "Bunkerlicht": eine Schuhkremdose gefüllt mit Paraffin (das er von Proviant-Verpackungskartons der Amerikaner abgeschabt hatte) und einem Baumwollfaden als Docht - und da: - eine zierlich aus Holz geschnitzte Madonnenfigur, ein kleines Kunstwerk! Als die hervorkam, sagte Vater: "Die haben sie mir gelassen, ich habe sie von einem Schnitzer in Ponte di Legno (ein Ort am Fuße des Stifser Joches) gekauft. Bei jedem Lagerappell mussten wir unsere Habe auf der Decke akkurat nebeneinander Stück für Stück ausbreiten. Erst sortierten die Amerikaner aus, was sie brauchten, dann die deutsche Lagerpolizei. Bis zur Entlassung hatte ich eine Süßigkeit aufgehoben. Die griff sich ein Lagerpolizist. Ich sagte, "Das möchte ich meinem Jungen mitnehmen." Er antwortete "Das schmeckt anderen auch."

Seinen Weg durch die Gefangenschaft und nach Hause kann ich nur aus den vielen Episoden rekonstruieren, die er uns erzählt hat: In Varese war er von den Amerikanern gefangen genommen worden. Hatte seine Pistole, aus der er nie einen Schuss abgefeuert hatte, mit auf den Haufen geworfen, auf dem schon die Waffen seiner Kollegen lagen. Dann mussten sie, vollkommen nackt mit erhobenen Armen, an einer Gruppe Amerikaner vorbei defilieren. Eine Frau, angeblich eine Ärztin, musterte sie genau. Die SS-Leute, sie hatten unter dem Arm ihre Blutgruppe eintätowiert, wurden registriert. Dann kamen sie alle nach Meeran. Dort waren sie in einer Kaserne untergebracht. Unser Vater in einem Zweimannzimmer, zusammen mit einem SS-Offizier. Die SS-Leute wurden später gesammelt und abtransportiert. Dem Abtransport versuchte der Mitbewohner des Zimmers zu entgehen: "Jetzt mach' ich mir eine Gelbsucht." Er machte sich eine Büchse Ölsardinen warm und aß die. Binnen kurzem lief er gelb an. Er meldete sich krank und entging so dem Abtransport. Wenige Tage später musste er ganz unvermittelt abgehen. Er verabschiedete sich mit den Worten: "Grunert, jetzt geht' s in den Tod." Mein Vater hat nichts mehr von ihm gehört. Den Übrigen ging es in diesem Lager gut. Sie hatten noch ihren eigenen Koch, wurden gut gepflegt, aßen von Porzellangeschirr. Abends saßen sie in der Kantine beisammen und sangen deutsche Militärlieder. Die amerikanischen Wachsoldaten standen an der Tür und sahen zu.

Die amerikanischen Offiziere wollten Sport treiben. Unser Vater bekam die Bauleitung für einen Tennisplatz übertragen. Ihm wurde ein Bautrupp unterstellt. Mit dem marschierte er morgens zur Baustelle und wies ihn ein. Dann hatte er frei, spazierte durch Meeran und setzte sich an der Kurpromenade auf eine Bank, um zu lesen. Die vorbeilaufenden amerikanischen Offiziere wunderten sich - er trug ja noch die Hoheits- und Rangabzeichen an seiner Uniform - aber angesprochen hat ihn keiner.

Dann mussten sie nach Bozen marschieren. In Bozen war ein Gefangenenlager, wie man es sich vorstellt, mit Stacheldraht, schlechter Unterbringung und schlechter Verköstigung. Von da ging's mit der Eisenbahn nach Heilbronn. Das Lager muss katastrophal gewesen sein: Ein Lehmacker auf einer Anhöhe, mit Stacheldraht umzäunt. Als Unterkünfte zerschlissene Militärzelte, die den Regen durchließen. Unser Vater sagte sich, hier muss ich mich abhärten. Er besorgte sich einen Eimer, wusch und rasierte sich splitternackt beim Wasserhahn und duschte sich unter dem Wasserschwall des Eimers ab. Das beobachtete der Lagerarzt, ein Amerikaner, und er holte unseren Vater als Pfleger in die Sanitätsbaracke. Da hatte er eine ordentliche Aufgabe und bekam auch etwas bessere Verpflegung. Er konnte sogar seinen Zeltgefährten Essen abgeben.

Als Angehöriger der Organisation Todt gehörte er mit zu den Ersten, die entlassen wurden. Die Amerikaner entließen aber nur in das Gebiet, das von den Westmächten besetzt war. Mit dem Schreiber, der die Entlassungsscheine ausschrieb, hatte er dann folgenden Dialog:

"Wohin?"

"Nach Dresden."

"Das ist im Osten, sag' eine andere Stadt!"

"Nach Dresden!!!"

Da schrieb der Schreiber "Dresden" auf den Entlassungsschein. Die risikofolle Hartnäckigkeit unsers Vaters und die Kulanz des Schreibers erwiesen sich bald als Segen. - Er war frei, ging geradewegs zum Bahnhof. Dort fuhr bald ein Zug nach Kassel. Interzonenzüge gab es noch nicht. Also, mit der Eisenbahn bis an die der Grenze nahesten Station, dann zu Fuß weiter. In der Bahn hatte ihn ein Fremder angesprochen, Heimkehrer wie er. Sie wollten gemeinsam über die "Grüne Grenze" in den Osten. Da unser Vater schwer hörte, war ihm die Begleitung sehr recht. "Grüne Grenze" nannte man die Grenze außerhalb der kontrollierten Übergangsstellen, die man nur illegal überschreiten konnte. Die Grenze zwischen der sowjetisch besetzten Zone und den von den Westmächten besetzten Zonen war geschlossen und bewacht.

Im letzten Ort vor der Grenze baten sie einen jungen Mann, dass er sie zur Grenze bringe. Es war inzwischen dunkel geworden. Der Bursche brachte sie auch ein Stück, dann sagte er: "Wenn ihr da drüben bei dem erleuchteten Fenster seid, dann seid ihr drüben." Sie marschierten auf das Haus zu, erreichten es, gingen hinein und ... - prallten auf einen russischen Offizier, der dort, ohne Besuch zu erwarten, am Tische saß. Die beiden erschrakten. Der Russe stutzte. Geistesgegenwärtig wies der Fremde auf seinen Arm, als ob er da eine Uhr hätte und fragte: "Wie spät?" Der Russe: "Sperrstunde! Geht nach Hause! " - Schnell aus dem Hause! Wohin? - Unser Vater und der Fremde versteckten sich in einem benachbarten Obstgarten. Plötzlich hielt der Fremde den Finger auf den Mund und ging zitternd in die Knie. Ein russischer Soldat kam in den Garten. Unser Vater konnte ihn nicht hören, aber er sah ihn immer näher kommen. Er konnte ihn fast anfassen. Dann bückte sich der Russe,

hob sich zwei Äpfel auf und ging wieder. Er hatte sie nicht bemerkt. (Eigentlich sollten Posten illegale Grenzgänger verhaften. Vielleicht hatten sie auch Schießbefehl!?)

Nach diesem zweiten Erlebnis mit der Sowjetarmee hielten sie es nicht mehr aus und liefen in der stockdunklen Nacht unter einem prächtigen Sternenhimmel los - sich an den Sternen orientierend immer nach Osten. Beim Morgengrauen erreichten sie eine Ortschaft mit Bahnanschluss. - Weiter also mit der Eisenbahn, der Entlassungsschein galt auch im Osten als Fahrschein bis zum Entlassungsrot. Am Abend erreichten sie Leipzig. Hier trennten sie sich. Sie kannten weder ihre Namen, noch wussten sie ihre Heimorte. Das war für beide sicherer.

Der nächste Zug nach Dresden fuhr erst am anderen Tage. Alle, die im Bahnhof übernachten mussten, wurden von Rot-Kreuz-Schwestern eingesammelt und in einen Aufenthaltsraum gebracht. Es waren fast ausnahmslos Heimkehrer. Sie trugen ihre Uniformen, nur die Rang- und die Hoheitsabzeichen hatten sie abgetrennt. In dem Aufenthaltsraum standen Doppelstockbetten, aber nur die Bettgestelle ohne Einlegeböden. Dort mussten sie sich - jeweils sechs - hinein stellen. Die Schwestern riefen: "Hineinsteigen, alle hinein, antreten habt Ihr ja gelernt!" Der Nachsatz sollte auch noch Spaß sein. Und so mussten sie stehend die Nacht verbringen.

Am Morgen mussten sie den Raum verlassen. Unser Vater ging durch die von den angloamerikanischen Luftangriffen stark beschädigte Bahnhofshalle zu den Bahnsteigen. Da sprachen ihn zwei russische Offiziere an: "Rucksack absetzen! Mitkommen!" Unser Vater sagte sich, nun ist schon alles egal und warf seinen Rucksack in eine Ecke. Die Russen führten ihn zu einem Bahnsteige. Dort standen zwei Koffer. Der eine wies darauf: "Nehmen! Mitkommen!" Sie führten ihn zu einem anderen Bahnsteig, dort musste er die Koffer abstellen. Die Russen bedankten sich, und der eine drückte ihm fünf Mark in die Hand. Unser Vater war so verblüfft, dass er dachte, der Russe kenne nicht einmal Geld. So hatte er sein erstes Geld in der Heimat verdient. Und sein Rucksack stand auch noch dort, wo er ihn abgesetzt hatte. - Die Eisenbahnfahrt nach Coswig ging langsam, aber ohne besondere Erlebnisse.

*

Unser Vater war mit großem Elan nach Hause gekommen. Von der Zerstörung der Städte hatte auch das Militär erfahren. Schon in Gefangenschaft hatte er sich als Ingenieur in Gedanken Pläne über den Wiederaufbau gemacht. Und nun suchte er Arbeit. Auf dem Arbeitsamt wurde er weniger nach seinem Können als nach seiner politischen Vergangenheit gefragt. Und mein Vater füllte den Fragebogen gewissenhaft aus. Etwa so:

Mitgliedschaft in Parteien und Organisationen

vor 1933: parteilos, Metallarbeiterverband,
Technische Nothilfe.

in d. Zeit von

1933 bis 1945: NSDAP

nach 1945: parteilos, (Kulturbund, FDGB,
das war aber erst später)

(Diese Fragen und das damit verbundene Kainsmal sollten ihn fortan begleiten. Und auch ich wurde von der Schulzeit an durch mein ganzes Berufsleben immer wieder nicht nur nach meiner, sondern auch nach der politischen Vergangenheit meines Vaters gefragt.)

Der Angestellte musterte den Fragebogen: "Ingenieur bist Du. In dem Beruf kriegst Du keine Arbeit. Du musst erst 'mal deine Ehre wieder herstellen." Was er darunter verstand, war unklar. Aber der Oberbürgermeister von Dresden, Max Seydewitz, sprach das ganz klar aus: "Eh' wir einen ehemaligen Nazi einstellen, wurschteln wir so lange weiter, bis wir unsere eigenen Leute haben." Man hat spät, aber schließlich doch gemerkt, dass die Bevölkerung nicht so lange bei schlechter Nahrung und Bekleidung in Ruinen leben kann. Außerdem drängten ehemalige Nazis in KPD und SPD, um rehabilitiert zu werden und um Vorteile für ihre Karriere zu haben. Die alten Kommunisten nannten sie "Maikatzen", weil ihre offizielle Lebensgeschichte erst ab dem 9. Mai bekannt war. Sie lehnten sie im stillen ab, aber tolerierten sie, da sie von ihnen Repressalien fürchteten. Nicht wenige alte Kommunisten sind von diesen Seilschaften aus der Partei gedrängt worden. Unser Vater hatte von den Nazis nicht viel gehalten. Er war anlässlich einer Belegschaftsfeier zum 1. Mai als "Auszeichnung" für gute Arbeit ohne vorangehendes Aufnahmegespräch in die Nazi-Partei in aller Öffentlichkeit "aufgenommen" worden. Man hatte ihn in eine Situation gestellt, bei der ein "Nein" für ihn tödlich sein konnte. Aber diese "Neukommunisten" lehnte er als Gesinnungslumpen ab. Mit denen wollte er nicht "in einen Sack gesteckt werden".

Unserem Vater wurde Arbeit auf dem Güterbahnhof in Coswig zugewiesen - nachts Kohlenwaggonen entladen. Etwas später stellte ihn die Coswiger Baufirma Bernd als Bauhilfsarbeiter ein. Er kam in einen Bautrup, der die Stahlkonstruktion der Eisenbahnbrücke - deren Sprengung wir miterlebt hatten - wieder in die Auflager heben sollte. Das geschah mit Handwinden und durch Unterbauen von Eisenbahnschwellen. Die Arbeit war hart, aber das hat er nie gesagt. An seinem ersten Arbeitstage habe ich ihn abgeholt. Wir gingen, das erzgebirgische Feierabendlied singend, am Bahndamm entlang nach Hause.

Der Unternehmer Bernd hatte bald erkannt, dass er unter den Hilfsarbeitern einen Mann hat, der mehr kann. Er nahm unseren Vater in sein Konstruktionsbüro, bezahlte ihn aber weiter als Bauhilfsarbeiter. Angeblich durfte er nicht mehr zahlen. Herr Bernd besaß ein großes, komfortables Mehrfamilienhaus in Dresden am Neustädter Bahnhof. Das war beim Angriff ausgebrannt. Vater machte ihm vom Aufmaß der Ruine bis zum fertigen Projekt und der Genehmigung des Projektes durch die Staatliche Bauaufsicht für den Wiederaufbau alles fertig. Der Bau

kam allerdings nicht. Die Stadt erteilte die Baugenehmigung nicht.

Bei den Behördengängen für die Firma Bernd kam unser Vater an einem Dresdener Arbeitsamt vorbei und sah sich bei dieser Gelegenheit dort um. Eben in diesem Moment gab ein junger Mann ein Stellenangebot zurück. Mein Vater übernahm es; es bot eine Ingenieurstelle im Privatbüro von Professor Beyer. Professor Beyer stellte ihn ein. Das war aber schon im folgenden Jahr.

Professor Beyer hatte in den dreißiger Jahren Förderbrücken für den Braunkohlenbergbau projektiert. Jetzt machte er in seinem Privatbüro die Projekte für die Demontage dieser Brücken. Die Tagebaueinrichtungen wurden von den Sowjets ausgeschlachtet und komplett nach der Sowjetunion gebracht, auch die riesigen Förderbrücken. In den Folgejahren arbeitete unser Vater an verschiedenen Projekten bei Dresdener Professoren. Es waren sogenannte "Russenprojekte". Eines davon war die Konstruktion von Kleinstkraftwerken zur Nutzung kleiner Wasserläufe für die Energieerzeugung: Damm und Wehranlage, Wasserturbine - und diese eingehaust in ein kleines Blockhaus - das ganze im Baukastenprinzip vorfertigbar und leicht aufstellbar. Damit sollten weit entlegene Ortschaften ihre Stromversorgung bekommen, ein Teil des Elektrifizierungsprogrammes der Sowjetunion. Wie diese Anlagen arbeiteten, sahen wir später einmal im Kino.

Im Herbst kam wieder ein Aufruf: - wer keinen Entlassungsschein aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft hat, soll sich melden. Mein Vater sagte zu uns: "Ich habe einen aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Dresden, das genügt mir." Und das war gut so. Ein Bekannter von ihm, der sich gemeldet hatte, war noch 5 Jahre in russischer Gefangenschaft. - Im Herbst sprach ihn einmal Herr Johne an, ein freundlicher alter Mann aus unserer Nachbarschaft: "Herr Grunert, sie waren doch auch bei der SS." Mein Vater konnte das mit gutem Gewissen verneinen. Herr Johne lächelte und schien das nicht so recht zu glauben; aber offenbar hat er sein Geheimnis mit ins Grab genommen. - Mein Vater hat lange darüber nachgedacht, wie Herr Johne zu dieser Annahme gekommen war. Die Technische Nothilfe hatte einen schwarzen, uniformähnlichen Arbeitsanzug. Mein Vater hasste Uniformen und war nur ein einziges Mal mit diesem Anzug von zu Hause aus weggegangen. Wahrscheinlich hatte ihn Herr Johne da zufällig gesehen.

Die Lebensmittelrationen waren zu gering. Wir hungerten. Vaters Ingenieurgehalt reichte nicht, um auf dem schwarzen Markt Lebensmittel zu kaufen. Um wenigstens ab und zu etwas zusätzlich kaufen zu können, machte er neben seiner Arbeit nachts Projektierungsarbeiten gegen Honorar. Nach dem gemeinsamen Abendessen legte unser Vater sein Reißbrett auf den Tisch und begann zu arbeiten. An der einen Stirnseite des Tisches löste ich noch Schulaufgaben, an der anderen machte unsere Mutter Näharbeiten. Bei Stromsperre arbeiteten wir gemeinsam bei einer Kerze oder der Petroleumlampe, wenn wir Karbid hatten auch bei der Karbidlampe.

Als sich Prof. Neuffer an dem international ausgeschriebenen Wettbewerb für die Projektierung der U-Bahn in

Stockholm beteiligte, übertrug er unserem Vater dazu Projektierungsarbeiten als Nebenarbeit. Mein Vater war begeistert und setzte sich mit ganzer Kraft ein. Ich sah eine U-Bahn Station auf dem Reißbrett entstehen, Gleisanlagen, Bahnsteige, Treppenhaus, Rolltreppen. Die fertige Arbeit musste mein Vater Prof. Neuffer in seine Privatvilla bringen. Das Dienstmädchen öffnete ihm. Der Herr Professor war noch nicht zu Hause. Obwohl die gnädige Frau gerade bei ihrer Jause war, ließ sie unseren Vater eintreten. Das Ehepaar Neuffer war sehr fromm, und Frau Neuffer nutzte die Situation, zum "Missionieren". Ohne meinem Vater einen Stuhl anzubieten, erklärte sie ihm: "Gott straft uns; doch es geht uns noch gar nit schlacht genug." Dabei tauchte sie ihre weiße Buttersemmel in den Kakao und verzehrte sie genüsslich. Und unser Vater konnte sehen, dass es so etwas auch noch gab - aber nicht auf die Lebensmittelmarken. Für die Russenaufträge erhielten die Projektleiter neben der Bezahlung auch Lebensmittelpakete. Davon kam aber nichts bis zu den Mitarbeitern. - Da Prof. Neuffer den Wettbewerb nicht gewonnen hat, bezahlte er meinem Vater auch die vielen Stunden (es waren mehrere hundert), die er daran gearbeitet hatte, nicht mit der Begründung: "Ich habe nichts bekommen, da kann ich Ihnen auch nichts geben." Einem jungen Mann aus Bulgarien, ich glaube er hieß Stepanow, der an der TH Dresden das Diplom erwerben wollte, machte unser Vater zusammen mit einem Assistenten einige Belege und schließlich auch noch die Diplomarbeit. Der Mann gehörte offenbar zu den Wohlhabenden dieser Zeit. Er sprach gut deutsch, hatte ein sehr gepflegtes Äußeres und feines Auftreten, er honorierte ordnungsgemäß - zweimal auch mit einem lebenden Karpfen.

*

Die Oma brauchte ihren Kleiderschrank. Der stand noch in der Wohnung von Tante Liesel und Onkel Martin zusammen mit dem Möbel von Onkel Hans. Dort war er ohnehin im Wege. Er musste nach Coswig. Der Spediteur war nicht bereit, den Transport zu übernehmen. Da entschlossen sich mein Vater und Onkel Martin, den Schrank mit einem Handwagen nach Coswig zu fahren. Es waren ja nur etwa 15 km. Onkel Martin lieh einen "Zweiräder". Das war ein großer zweirädriger Wagen, wie ihn damals die Zimmerleute benutzten, wenn Rüststangen über eine kurze Strecke transportiert werden mussten. Der hatte zwei Holme zum anfassen wie ein Schubkarren, die mit Sprossen wie bei einer Leiter verbunden waren. Darunter war die Achse, auf der Räder wie für einen Pferdewagen steckten. Er wurde auch "Schiebock" (in der Lausitz) oder "Japaner" (bei den Betonbauern) genannt. Mit dem brachten sie den Schrank an einem Sonnabend Nachmittag nach Coswig und stellten ihn auf. Für die Rückfahrt hatte sich mein Vater eine besondere Attraktion für mich ausgedacht. Ich durfte auf dem Wagen mit nach Dresden fahren. Ich saß in der Mitte des Gefährtes auf einem der Sparren. Das war nicht gerade bequem; zumal der Wagen schaukelte und ich balancieren musste, um nicht hinunter zu fallen. Die beiden Männer fuhren flott. An der Schildenstraße wären wir beinahe mit einem Automobil kollidiert. Das Auto bremste kreischend. Eine überfüllte Straßenbahn, die uns gerade überholen wollte, machte eine

Gefahrenbremsung, die die stehenden Fahrgäste am Fahrerstand zusammenschob. Und ich klammerte wie ein Affe an der Sprosse. Welcher Schrecken! - Wir erregten für Sekunden kolossales Aufsehen. Dann freuten sich alle, weil nichts passiert war, hatten großen Spaß an uns, und die Fahrt ging weiter. Wir brachten den Karren dem Eigentümer heil zurück und fuhren mit der Straßenbahn nach Hause.

*

Im Herbst begann wieder geordneter Schulunterricht. Die meisten Lehrer, die vor dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Deutschlands bei uns unterrichtet hatten, waren nicht mehr da. Jetzt unterrichteten junge Lehrer. Die Atmosphäre in der Schule war wesentlich angenehmer. Die Lehrer durften uns Schüler nicht mehr schlagen. Prügelszenen, wie wir sie noch vor einem Jahr erlebt hatten, waren undenkbar geworden. Sie passten auch nicht mehr in das Schulhaus - obwohl sich an dem Gebäude wenig geändert hatte. Nur Bilder und Dekorationen, die den Krieg verherrlichten oder die Nationalsozialisten, waren verschwunden.

Wir waren eine reine Jungenklasse. Unsere Klassenlehrerin, Fräulein Wischnowski, unterrichtete Deutsch und Englisch. Sie gefiel uns Jungen. Trotz des allgemeinen Mangels schaffte sie es, sich flott und elegant zu kleiden - heute würde man sagen, auch ein bisschen sexy. Schon ihr Auftreten und ihre Sprache - ein sehr gepflegtes sauberes Deutsch mit leichtem Akzent - ließen uns ihren hohen Bildungsgrad ahnen. Vermutlich hatte sie einige Semester Germanistik oder Anglistik studiert. Darüber haben wir damals natürlich noch nicht nachgedacht. Eine Ausbildung als Lehrerin hatte sie sicher nicht. Dafür war ihr Unterricht zu unkonventionell; er war aber sehr anspruchsvoll. Für die Mentalität von uns Jungen hatte sie ein feines Gespür; sie ging auch auf unsere Späße ein, doch ohne dass ihr jemals die Disziplin der Klasse aus den Händen geglitten wäre. Ich erinnere mich auch nicht, dass sie jemals mit uns gezankt hätte. Nur einmal erlebten wir einen heftigen spontanen Ausbruch. - Sie hatte erzählt, dass sie in Polen geboren sei. Falk, der Pffikus unserer Klasse auf der ersten Bankreihe, drehte sich um und sagte zu uns: "He, ein Polenweib." Sie: "Was sagst du!? Du warst noch nicht eingesperrt, hast noch nicht nächtelang bis an die Knie im Wasser gestanden, nur weil du Deutscher bist!" Sie bestellte seinen Vater in die Schule und klärte mit ihm den Zwischenfall. -

Gedruckte Bücher als Unterrichtshilfen gab es nicht. Eine englische Ausgabe von Oscar Wilde: "The devoted friend" war im Buchhandel erschienen. Wir kauften sie uns. Und sie arbeitete mit uns Seite für Seite durch. Die erste Klassenwanderung machte sie auf unseren Wunsch gemeinsam mit unserer Parallelklasse, den Mädchen. Wir wanderten durch den Löbnitzgrund nach Friedewald und dann über die große Wiese und am Hohen Stein vorbei zurück nach Coswig. Wir kannten den Weg, und sie vertraute uns. Auf der großen Wiese machten wir Rast, lagerten uns im hohen Gras, und sie las uns Anekdotchen vor. Plötzlich kam der Bauer: "Was macht Ihr in meiner Wiese! Habt ihr denn keinen Lehrer dabei? " Wir sagten im Chor: "Nein." Unsere junge Lehrerin fiel zwischen den Mädchen gar nicht auf - und sie war froh, dass sie der Bauer nicht zur Verantwortung ziehen

konnte. Dann wollte er uns aus der Wiese scheuchen. Das ging aber auch nicht so schnell. Wir waren immerhin siebzig. Aber dann gingen wir doch. - Am nächsten Tag hat ihr der Schulleiter bittere Vorwürfe gemacht, dass Sie es gewagt hatte, mit so einer starken Gruppe als einzige Erwachsene loszuziehen. Er hatte von der Tour nichts wusste. Die zweite Klassenwanderung machte sie nur mit uns. Es ging in die Sächsische Schweiz. Da hatte sie den Mut, uns einen Felshang nur aus Lust am Klettern hinaufkraxeln zu lassen. Ich bewundere sie heute.

Meine schulischen Leistungen waren nicht gut. In Englisch hatte ich echte Probleme. Zwar hatte ich mich um das Vokabelnernen bemüht, aber ein ordentliches Vokabelheft hatte ich nicht. Die Vokabeln standen in meinem Englisch-Schreibheft zwischen den Texten. Da griff mein Vater ein. Er besorgte ein Oktavheft (A6 Format) und ich musste alle Vokabeln säuberlich hinein schreiben. Dann verglich er die Orthographie mit dem Langenscheidt Wörterbuch, damit ich mir keine Fehler einprägte. Und nun bekam ich von ihm für jeden Tag mein Vokabelpensum. Abends wurde schriftlich geprüft. So brachte er mich in wenigen Wochen bis zur Klassenspitze. Die Bücher von Karl May, die mich so gefesselt hatten, dass ich die Schularbeiten vernachlässigte, verbot er mir - nicht mit Strenge, sondern mit Überzeugen. Ich bekam die Jagd- und Tiererzählungen von Hermann Löns und Bengt Berg und die Erzählungen von Björnsterne Björnson als Lektüre. Diese Bücher gefielen mir auch besser. Der ganze Bücherschrank stand mir offen. Für Geometrie begeisterte mich mein Vater, indem er systematisch mit mir Konstruktionsaufgaben löste. Für die Bruchrechnung zeigte er mir die erforderliche Methodik und einige Kniffe. Eines Abends brachte er mir ein regelmäßig geschnittenes Stück Holz mit, und wir berechneten durch Ausmessen und Nachschlagen der Wichte im Tabellenwerk das Gewicht - tatsächlich, die Küchenwaage zeigte den gleichen Wert.

*

Immer wieder Bilder des Schreckens: Massengräber voller nackter Leichen aus den Konzentrationslagern, noch nicht verschlossen oder wieder geöffnet, um die Verbrechen zu untersuchen. Die Nachrichten von den Atombombenabwürfen der Amerikaner auf Japan - am 06.08.1945 auf Hiroshima, am 09.08.1945 auf Nagasaki - Bilder von Trümmerflächen, auf denen kaum noch die Grundrisse der Häuser erkennbar sind. Menschen, von denen nur noch ihr Schatten auf einer Hauswand vorhanden ist. Strahlengeschädigte, die langsam dahin siechen. Eine neue Angst ist auf die Welt gekommen. Die auf Plakaten verbreitete Losung: "Nie wieder Krieg!" - war für mich eine Selbstverständlichkeit.

*

Auf den Feldern begann die Kartoffelernte. Die Rationen auf Lebensmittelmarken waren so gering, dass wir hungerten. Jetzt zogen wir nach der Schule mit einem Korb im Rucksack und einer Gartenhacke hinaus; suchten Kartoffelfelder, die gerade abgeerntet wurden. Dann saßen wir mit dreißig bis fünfzig Leuten am Feldrain und warteten, bis der Bauer das Feld zum Kartoffelstopeln frei gab. Meistens hatte ich mein Vokabelbuch mit und versuchte, die Zeit zum Lernen zu nutzen. Die Ernte ging folgendermaßen vor sich: Mit der Kartoffelschleuder fuhr der Bauer die Zeile entlang. Die Schleuder wurde von zwei Pferden gezogen. Sie warf die Kartoffeln aus der Zeile auf etwa 3 m Breite. Dann gingen die Kartoffelleser diesen Streifen ab und sammelten die Kartoffeln in Lesekörbe. Träger nahmen den Lesern die vollen Lesekörbe ab und tauschten sie gegen leer Körbe aus. Sie entleerten die Lesekörbe in größere Körbe, sogenannte Bänerte, die am Feldrain aufgestellt waren. Dort fuhr dann ein Knecht mit dem Gespann entlang, schüttete die Kartoffeln aus den Bänerten in den Kastenwagen und kutscherte sie in das Gehöft zum Einlagern. Das ging so, bis das Feld abgeerntet war. Aber danach gab der Bauer das Feld noch lange nicht frei. Er eggte jetzt über das Feld quer zu den Furchen, und die Kartoffelleser mussten die wenigen Kartoffeln, die noch aus der Erde kamen, aufsammeln. Und dann eggte er noch einmal senkrecht dazu und ließ wieder aufsammeln. Erst jetzt gab er das Feld frei. Die Kartoffelstoppler stürzten wie eine Welle auf den Acker. So breit das Feld war, Person neben Person, wühlten wir mit unseren dafür völlig ungeeigneten Hacken die Erde durch und versuchten, Kartoffeln zu finden, die der Technologie des Bauern zufällig entgangen waren. Fand ich wirklich eine, dann hatte ich sie meistens noch mitten durchgehackt. - Wenn der Schwall Menschen am anderen Ende des Feldes ankam, dann war der Acker so leer von Kartoffeln, dass längeres Stoppeln sinnlos war. Wir zogen weiter und versuchten, noch ein Kartoffelfeld zu finden. Steckte auf einem abgeernteten Acker ein Stock mit einem Strohwisch dran, dann durften wir nicht darauf stoppeln; das hieß: Der Bauer hatte noch nicht zweimal geeggt. Das Stoppelergebnis von einem Nachmittag und Abend reichte für das Abendbrot. Die Mutter ging den ganzen Tag stoppeln und brachte etwas mehr nach Hause.

Die Kartoffeln waren rationiert und wurden nur in Verbindung mit den Kartoffelkarten verkauft. Während des Krieges durften nur die Händler Kartoffeln verkaufen, auch die sogenannten Einkellerungskartoffeln, die bis zur neuen Ernte im nächsten Herbst reichen sollten. Jetzt durften wir die Kartoffeln auch beim Bauern kaufen - natürlich auf Kartoffelkarte. Der Cousin meiner Mutter und seine Frau - Onkel Paul und Tante Martha - besaßen ein ansehnliches Gehöft in Strießen. Vor dem Kriege hatten meine Eltern bei ihnen ihre Winterkartoffeln gekauft. Onkel Paul hatte sie uns - und vielen anderen auch - mit dem Gespann frei Haus geliefert. Jetzt wollten meine Eltern die Kartoffeln wieder bei ihm kaufen. Anliefern lehnte er ab. Selbstholen! Am Sonntag Morgen zogen wir mit unserem Handwägelchen los, meine Eltern, Tante Liesel, Onkel Martin und ich. Es ging lustig die Straße entlang - Weinböhl - Niederau. Wir hatten gutes Herbstwetter. Hinter Niederau war die Straße nicht mehr befestigt, hier war die Fahrt schon schwerer. Aber da konnten wir an ein Pferdefuhrwerk anhängen. Wir schwangen uns auf den Pferdewagen, und es ging lustig weiter. Nur die Mutter hatte sich aus Scherz auf das

angehängte Handwägelchen gesetzt. Dann ging es etwas bergab, und die Pferde fielen in Trab. Unser Wägelchen schleuderte von einer Straßenseite zur andern, Muttel konnte sich nur mit Mühe darauf halten. Schreck - Spannung - Angst ... aber dann ging es wieder langsamer. Es war noch einmal gut gegangen! Wir freuten uns und lachten aus vollem Halse. Dann kamen wir auf den Hof unserer Verwandten. Sie empfingen uns sachlich und kühl als Kunden. Onkel Paul nahm die Kartoffelkarten entgegen, wog die uns zustehenden Kartoffeln sorgfältig auf der Dezimalwaage ab, tarierte, nahm einige Kartoffeln, die zu viel im Sack waren, wieder heraus. - Da standen wir nun mit unseren Kartoffelsäcken und packten sie auf das Wägelchen, stellten fest, dass es eigentlich für die Fuhre zu klein und zu leicht gebaut war. - Inzwischen hatte Tante Martha Onkel Paul zum Mittagessen gerufen. Als wir die Kartoffeln bezahlen wollten, war die Haustür verschlossen. Wir setzten uns auf den Brunnendeckel und warteten geduldig. Nach einer guten Stunde wurde die Haustür wieder aufgeschlossen. Onkel Paul kam heraus und nahm das Geld für die Kartoffeln entgegen. Da kam auch Tante Martha: "Wir haben noch ein paar Kartoffeln und Soße. Wollt ihr die essen?" Wir wollten. Die Heimfahrt über die aufgeweichte, unbefestigte Straße muss eine Katastrophe gewesen sein. Ich erinnere mich nur noch düster. Vater und Onkel Martin zogen, Muttel, Tante Liesel und ich stemmten von hinten. Schließlich kamen wir bei uns an. Den weiteren Transport nach Dresden haben dann die Männer alleine gemacht. Der Wagen war ja nur noch halb voll. Bei tiefster Finsternis kam mein Vater mit dem leeren Handwagen nach Hause.

*

Frau Grafe, unserer Mieterin trug ihr Schicksal mit viel Geduld. Es war traurig: Von ihrem vermissten Mann kam keine Nachricht. - Die Ärzte hatten ihr gesagt, dass ihr Söhnchen Peter einen unheilbaren Gehirnschaden hätte, so dass er sich nicht normal entwickeln würde. Wahrscheinlich hatte er als Baby Gehirnhautentzündung gehabt, die nicht erkannt und falsch behandelt worden war.

Peter war nun vier Jahre alt, er hatte die richtige Größe und das richtige Gewicht. Aber er konnte nicht stehen und musste gewindelt werden. Wenn ihn seine Mutter auf dem Arm trug, schaute er mit großen schönen Augen um sich, schien aber nichts wahrzunehmen und reagierte auch nicht. Am Tage war sein Bettchen und das Laufgitter für ihn zu klein. Er kroch auf dem Fußboden umher und versuchte sich manchmal am Tisch hochzuziehen und aufzurichten. Er war still. Wir spürten ihn kaum. Nachmittags sang ihm seine Mutter gern etwas vor, am liebsten "Peterle, mein gutes Peterle, ich schenk dir was du willst, sogar mein Herz."... Das war damals ein oft gespielter Schlager. Eines Tages - Frau Grafe hängte im Garten Wäsche auf - schrie plötzlich Peterle fürchterlich. Mein Mutter rannte zu ihm die Treppe hinauf und nahm in die Arme. Er hatte sich am geheizten Ofen hochgezogen und an der glühend heißen Herdplatte festgehalten - losgelassen - getaumelt - wieder festgehalten -getaumelt -festgehalten - und in seiner Not immer wieder auf die heiße Herdplatte gefasst. Er hatte sich nicht helfen können - bis ihn meine Muttel aus der Situation befreite. Das waren nur wenige Sekunden gewesen, aber

er hatte sich seine Händchen fürchterlich verbrannt. Um seine Schmerzen zu lindern, hatte ihm Mutter Notverbände mit Brandsalbe auf die Hände gelegt. Langsam heilten seine Hände ab.

Wie viele Frauen, war Frau Grafe mit ihren Sorgen alleine. Zwar wohnten ihre Schwiegereltern in der Nähe und sie besuchten sich gegenseitig; auch ihr Vater kam öfters. Mit ihrem Haushalt kam sie zurecht. Aber echt beistehen konnte ihr niemand.

Inzwischen war es Herbst geworden. Kalt und rau war das Wetter, immer früher wurde es dunkel. Das Heizmaterial, Rohkohle, wie sie aus dem Tagebau kam und das Holz aus dem Wald waren so knapp, dass meine Mutter immer erst am Abend, wenn sie die Abendmahlzeit kochte, den Ofen heizen konnte. Da sah sie es ganz gerne, dass ich die Nachmittage mit meinem Freund Christoph im Walde verbrachte. Wir kletterten am Hohen Stein und beobachteten alles, was es zu sehen gab: Die Laubfärbung, das Abwerfen der Nadeln bei den Lärchen, die Tiere, das Fließen des Wassers im Bach Meistens kamen wir erst nach Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause an. - Jetzt an die Schularbeiten! - Aber nun gab es "Stromsperre". Fast jeden Tag wurde abends der Strom abgeschaltet. Wann, wusste man nie. Wie lange, wusste man auch nie. Kerzen gab es nicht, Petroleum für die Lampe, die meine Oma noch hatte, auch nicht. Jetzt half uns das Bunkerlicht, das unser Vater aus der Gefangenschaft mitgebracht hatte (jetzt eine mit Montanwachs, d.i. ungereinigtes Paraffin, gefüllte Schuhkremdose mit einem Docht). Die Lichtspende war spärlich. Nach einigen Tagen hatte ich eine Idee. Ich bog aus Draht eine Halterung, die das Bunkerlicht und dahinter den Rasierspiegel von unserem Vater hielt. Diese Stange hing ich an einem Draht so über dem Küchentisch auf, dass der Lichtschein vom Spiegel auf mein Schulheft fiel. So machte ich an dem einen Ende des Tisches meine Schularbeiten, während am anderen Ende meine Mutter das Abendessen vorbereitete. Zwischen uns saß meine Oma und half meiner Mutter. Unser Vater kam erst spät aus dem Büro. Da mussten wir alle mit unserer Arbeit fertig sein.

Was es als Lebensmittelration auf die Marken gab, reichte nicht zum Sattwerden. Die Kartoffelernte war lange vorbei. Wo gab es noch etwas Essbares? Im Walde gab es Bucheckern! Wir suchten Bucheckern. Das war mühsam. In hundert aufgepulten Bucheckern fand ich bestenfalls einen Kern. Der schmeckte zwar köstlich, aber für den großen Hunger war er zu klein. Es war ein schlechtes Bucheckernjahr. Eicheln gab es viele! Und so sammelten wir Eicheln. Ich kostete - fatal bitter. Unser Vater sagte: "Früher wurden Schweine mit Eicheln gefüttert, davon schmeckt aber der Speck ranzig." Darauf die Mutter: "Wem unser Speck ranzig schmeckt, ist uns egal." Und so sammelten wir unsere Rucksäcke voll Eicheln und freuten uns, wie groß doch die Eicheln waren. Zu Hause wurden sie ausgebreitet, damit sie, ohne zu schimmeln, als Wintervorrat getrocknet werden konnten. Dann gab es eine neue Abendbeschäftigung: Eicheln schälen. Damit sie nicht so bitter schmeckten, wurden sie bis zum nächsten Abend gewässert; dann getrocknet, leicht angeröstet und danach auf der Kaffeemühle gemahlen. Am Morgen kochte die Mutter aus dem Eichelschrot und etwas Mehl eine Suppe. Die schmeckte

kräftig bitter, aber wir begannen jeden Tag mit etwas Warmem im Bauch. Und das war gut so.

Die Essenzubereitung erforderte viel Fantasie. Und unsere Mutter entwickelte Fantasie! 1 Liter Molke und eine Kartoffel, was kann man daraus machen? Die Molke aufkochen, die rohe Kartoffel in die kochende Molke reiben. Aufkochen. Abkühlen lassen. Es entstand eine gallertige graue Masse. Die gallertige Masse mit dem Schneebesen zu Schaum schlagen eine Prise Zucker mit unter schlagen, dann war das Schlagsahne und wurde an Festtagen zum Kartoffelkrümelkuchen gegessen. Mit untergerührter, gehackter Zwiebel war das Quark und wurde zu Pellkartoffeln gegessen. Das war auch ein Festessen. Man konnte herrlich rülpfen nach so einer Mahlzeit! - Wir hatten einmal einen Herrn zu Gast, und meine Mutter lud ihn zu so einem Abendessen ein. Nach dem Essen gingen wir einzeln kurz hinaus. Er wusste nicht, was auf ihn zukommt. Es war ihm sichtlich fatal, aber er kämpfte wacker mit der Luft in seinem Bauche. Er hatte sich über die Einladung gefreut. Zum Dank schickte er uns eine Kiste mit Briketts, Inhaltsangabe "Ofenkacheln". Er arbeitete im Braunkohlenbergbau und bekam Kohle als Deputat. Aber verschickt werden durfte Kohle nicht.

Wie gut Kartoffeln schmecken, das habe ich damals ganz schnell gelernt. Das beschriebene Essen schmeckte mir gut. Es gab aber auch Essen, das, trotz sorgfältiger Zubereitung, nur der Hunger hinein trieb. Wir hatten in Coswig eine Sauerkrautfabrik. Der Inhaber der Fabrik hatte - war's Menschenliebe, war's Selbsterhaltungstrieb, war's Schläue - alles, was er bekommen konnte, eingesalzen: natürlich Weißkraut, auch Möhren, Kürbis und auch zerkleinerte Rübenblätter. Jetzt verkaufte er seine Erzeugnisse. Sauerkraut ist bekannt. Die eingesalzenen und gesäuerten Möhren und der Kürbis schmeckten uns pikant, aber man rationierte sie, und wir bekamen davon nur wenig. Die Rübenblätter verkaufte er frei. In ihrer Not kaufte meine Mutter gleich zwei Eimer voll und schleppte sie nach Hause. Dann fahren wir noch einmal mit dem Rollfix los und holten noch zwei Eimer voll. Es war eine schwappende, grüne Masse; furchtbar salzig. Die Mutter versuchte, das Salz auszuwaschen, schlämmte die Masse portionsweise mehrmals mit Wasser auf und seigte die Feststoffe durch ein Tuch ab. Dann kochte sie daraus etwas, das aussah wie Spinat. Durch Würzen mit Liebstöckel gab sie dem Brei etwas Aroma. Das Salz ließ sich nur zum Teil entfernen. Normalerweise kochte meine Mutter salzarm, weil das als gesund galt. Aber dieses Essen war total übersalzen. Trotz aller Probleme versuchte unsere Mutter, die Kost abwechslungsreich zu gestalten. Es gab auch Zuckerrübenschnitzel, gekocht wie saure Kartoffelstückchen. Alles wurde aus Hunger verzehrt. Auch die vier Eimer eingesalzener Rübenblätter wurden nach und nach alle. Die meisten Notgericht habe ich vergessen. Später erzählte mir meine Mutter, dass sie oft geweint hat, wenn sie alleine in der Küche war. Es tat ihr furchtbar leid, dass sie uns so schreckliches Essen vorsetzen musste. Als die Notzeit überwunden war, war es für sie eine Freude, üppige und reichliche Mahlzeiten zuzubereiten, bei denen Besonderheiten nie fehlen durften. Sie freute sich daran, wie es allen schmeckte; aber wenn gestöhnt wurde, zu viel oder zu fettig, dann war sie traurig. Sie dachte daran, wie schlimm es in der Hungerzeit war, und wie undankbar wir heute waren, wenn wir uns über das "Zuviel" beklagten.

*

Die Adventszeit kam und mit ihr die Vorfreude auf die Weihnacht. Wie schon alle Jahre vorher wurden am Sonnabend vor dem ersten Adventssonntag die "Weihnachtsherrlichkeiten" aufgebaut: die Krippe mit den Figuren, die mein Vater ausgesägt hatte als ich im Vorschulalter war, den Adventsleuchter, den Lichterbergmann. Dann ging es ans Weihnachtsgeschenke basteln. Bei einem Besuch bei der Großmutter, Onkel Horst und Tante Friedel in Stetzsch hatte mir Onkel Horst Wandplatten geschenkt, die er irgendwo aus den Trümmern geborgen hatte. Zu Hause machte ich sie erst einmal sauber und meiselte die Mörtelreste auf der Rückseite ab. Was kann man mit so wenigen Platten machen? Ich legte sie auf der Werkbank nebeneinander - ein Tablett für Mutter! Ich fügte Brettchen zusammen für die Grundplatte - hobelte die Leiste zurecht, aus der die Umrandung gemacht wurde - schnitt die Gehrungen zurecht und fügte die Umrandung zusammen. Das Aufkitten der Platten machte mir der Papa. Als Geschenk für die Oma bemalte ich eine Spanschachtel. Die Schachtel war noch aus der Vorkriegszeit da. Ursprünglich waren einmal Datteln drin gewesen. Bemalt hatte sie ein ganz hübsches Aussehen. - Für den Papa hatte ich in einem Laden Goethes Faust entdeckt. Ich kannte seine Bibliothek und wusste, dass der den nicht hatte. - Natürlich hatten die Eltern auch Heimlichkeiten vor mir. Einmal sah ich die Mutter aus einem rot-weiß gemusterten Stoff etwas nähen. "Was wird denn das?" - "Für Elke ein Röckchen." - Da ich von Geschenk Vorbereitungen für mich noch gar nichts bemerkt hatte, war ich ein bisschen eifersüchtig auf Elke.

Weihnachten kam rasch näher. Von einem Weihnachtsbaumverkauf war aber noch nichts zu sehen. Da ich oft im Walde war, auch viele ganz unverhohlenen Holz stahlen, war es für Papa und mich ein fester Beschluss: Wir holen uns einen Weihnachtsbaum aus dem Wald! Am Sonnabend vor Weihnachten, mein Vater war etwas früher von der Arbeit gekommen, packten wir das Beil und die Säge in den Rucksack und gingen los. Es hatte geschneit. Der Wald sah aus wie im Märchen. Nicht weit, da stand eine wunderschöne Fichte genau in der richtigen Größe am Wegesrand. Rucksack ab, Säge heraus - noch einmal ansehen. Nein - die sieht hier so schön aus, die können wir nicht fällen. Der nächste Baum, der stand nicht so exponiert. Aber als wir ihn uns näher ansahen, gefiel er uns nicht mehr, und wir ließen ihn stehen. Und so schauten wir uns noch mehrere Bäume an. Schließlich gingen wir ohne Baum nach Hause und waren glücklich, keinen Forstfrevel begangen zu haben. Zwei Tage vor dem Heiligen Abend erfuhr ich, dass in Kötzsch Weihnachtsbäume verkauft werden. Ich lief schnell hin und bekam eine schöne Fichte zu kaufen. Kerzen für den Weihnachtsbaum gab es aber keine im Handel. Da haben meine Eltern dann heimlich - für mich als Überraschung - aus Wachsresten Kerzen gegossen. Das Aufstellen des Weihnachtsbaumes glich bei uns einem Ritual. Anspitzen des Stammes, Einfügen in den Ständer, Ausputzen von überflüssigen Ästen, eventuell einen Ast einfügen Die Arbeiten wurden im Waschhaus gemacht. Dann wurde der Baum samt Ständer in das Wohnzimmer getragen. Nun kam das Anputzen,

Glaskugeln, Lametta. Im Paradiesgärtlein, das den Ständer umgab, wurden die Tierfiguren aufgestellt und dann die Häuschen, die mir vor Jahren mein Vater ausgesagt hatte: die Kirche, die Windmühle mit dem Müllerhaus, ein Bauernhaus, ein Siedlerhaus und der Gasthof zum Peter-Paul. Ich mußte an die Geschichte dieses Namens denken. Meine Mutter hat sie mir so erzählt: Als ich noch ganz klein war, sangen Onkel Martin und Tante Liesel gern als Kanon die Worte "Mäkemäke, Brauseminze, Peter-Paul", das Einsingelied ihres Gesangvereines. Sie wurden für mich Onkel Mäkemäke und Tante Brauseminze - na, und ich war natürlich der Peter-Paul. Als das Schmücken des Christbaumes fertig war, wurde für mich das Weihnachtszimmer verschlossen.

Am Heiligen Abend gingen wir zuerst in die Kirche. Danach war Bescherung. Die Eltern verschwanden im Weihnachtszimmer und bereiteten für mich die Gaben vor. Es dauerte nicht sehr lange; dann durfte ich hinein. Ich war ganz überrascht: Der Weihnachtsbaum erstrahlte mit Kerzen. Und da, unter dem Weihnachtsbaum lag für mich eine Seppelhose, wie ich sie mir schon so lange gewünscht hatte. Daneben lag, ich erkannte den Stoff wieder, ein rot-weiß kariertes Hemd, passend zu der Trachtenhose. Und dann entdeckte ich noch ein Paar Filzschuhe mit Holzsohle. Ich war ganz glücklich. - Nun überreichte ich Mutter das Tablett, auf das Papa seine Geschenke für Mutter gepackt hatte - einige bescheidene Kosmetika. Und schließlich überraschte ich Papa mit dem Faust - er war wirklich überrascht und verwundert zugleich. Den hatte er von seinem kleinen/großen Jungen nicht erwartet! Und die Oma freute sich ganz ehrlich über die bemalte Schachtel.

Mutter hatte Lebensmittel aufgespart und uns mit bescheidenen Mitteln ein Heiligabend-Festessen gezaubert. Dann spielte ich Weihnachtslieder auf der Blockflöte und Mutter sang dazu. Der Heilige Abend ist bei uns immer ganz festlich begangen worden. Alle Weihnachtsabende waren harmonisch und schön. Aber in meiner Erinnerung ist das mein glücklichster Weihnachtsabend geblieben.

In den folgenden Tagen war prächtiges Winterwetter. Überall lag Schnee. Auf dem steilen Lachenweg herrschte ein lebhafter Rodelbetrieb. Wir Kinder konnten uns austoben. Der Schnee auf den Straßen war glattgefahren. Und mit den Holzsohlen auf meinen neuen Schuhen konnte ich herrlich schindern. Die Seppelhose passte ganz ausgezeichnet, auch das Hemd. Und ich durfte mich damit auch auf der Straße zeigen. Da alles gut paßte, wurde es aber von meinen Spielgefährten diesmal nicht beachtet. Das machte mir aber gar nichts aus. Ich freute mich für mich selbst. Aber dann sagte die Helga: "Sieht gut aus deine neue Hose." Da war die Welt so schön.

Alles war schön. Nur das Tablett, das wir für die Mutter gebastelt hatten, war zum Servieren zu schwer. Es hat sich aber viele Jahre als Platte für das Küchen-Konsol, auf dem die Kochplatte stand, bewährt.

*

Es war der letzte Tag des Jahres. Da kam plötzlich Frau Grafe weinend zu uns: "Frau Grunert, kommen Sie

bitte, ich glaube, Peter ist tot." Ich war wie versteinert. Mutter kam nach einer kleinen Weile zurück, ernst und mit Tränen in den Augen. "Ja, er ist tot. - Siegfried, lauf zu Dr. Baumann." Ich rannte los, in dem Glauben, noch etwas retten zu können. Die Praxis von Dr. Baumann war geschlossen. Seine Vertretung wohnte im Pfarrhaus von Brockwitz. Ich rannte weiter. Dort angekommen, klingelte ich Sturm. Nach einer Weile steckte eine Frau im Obergeschoß ihren Kopf zum Fenster heraus. Ich bat dringend um einen Arzt. Die Frau ließ sich erklären, was passiert war; und dann das gleiche noch einmal. Schließlich sagte sie mit gleichgültigem Unterton: "Ach, da dreht es sich ja nur darum, den Tod festzustellen, das hat ja Zeit." Erst in diesem Moment wurde mir die Endgültigkeit von Peters Tod bewusst. Ein Herr ließ mich ins Haus und nahm mich mit in sein Arbeitszimmer. Er fragte mich nach meinem Namen, nach dem Namen der Mutter des Kindes und nach der Adresse. Als er alles notiert hatte, ließ er mich gehen. Vor mir lag ein langer, trauriger Heimweg. Mein Vater hätte gern den ersten Jahreswechsel nach dem schrecklichen Krieg recht fröhlich gefeiert, aber nun waren wir wieder ein Trauerhaus.

*

Wie ging es weiter? Eigentlich ganz normal. Der Schulbetrieb forderte und förderte uns Schüler. Der Winter wurde noch schrecklich kalt. Wir froren in der Wohnung. Wir froren in der Schule. Im "Kellerhaus", einer alten, ehemaligen Gaststätte im Zentrum von Coswig hatte die Stadtverwaltung eine "Wärmestube" eingerichtet. Wir gingen nach der Schule dort einmal hin - aber dort war es auch nicht viel wärmer als in der Schule. Am Nachmittag: Holz im Walde sammeln oder zu Hause Holz hacken, am Abend beim "Bunkerlicht" Schularbeiten machen, so vergingen die Tage. Natürlich blieb auch noch etwas Zeit zum Skilaufen und Rodeln. Schnee gab es in diesen Wintern immer.

Als der Winter zu Ende war, unternahm mein Vater mit mir eine Radtour nach dem Gorkwald. Unterwegs wollten wir versuchen, bei Bauern Kartoffeln zu kaufen. Das Rad vom Vater hatte den Krieg überstanden. Ich hatte das Rad von Tante Gretel erhalten, und wir fuhren los, gingen auch in Gehöfte, um nach Kartoffeln zu fragen. Die Bauern waren auch sehr freundlich. Bewunderten noch den Uhranhänger an Vaters Taschenuhr - die "Madonna della Alpini", eine Silbermünze, Talisman der italienischen Gebirgsjäger - und sein ganzer Stolz - aber Kartoffeln verkauften sie uns keine. Also weiterfahren. Es ging wunderbar bergab. Da kam uns ein Trupp Russen entgegen, die ihre Räder bergauf schoben. Sie gingen nebeneinander und nahmen die ganze Straße ein. Nichts ahnend wollten wir an ihnen vorbeifahren, aber sie verstellten uns den Weg. Schauten sich unsere Räder an. Der eine nahm Vaters Rad und drückte ihm dafür seins in die Hand. Es war eine gänzlich abgewirtschaftete Mühle. Die Russen waren lustig und taten so, als ob das ein großer Spaß wäre. Mein Vater protestierte heftig. Da er an er Russenaufträgen arbeitete, hatte ein Schriftstück in russischer Sprache erhalten, das er vorweisen sollte, wenn er mit Russen Schwierigkeiten bekommen würde. Das hielt er dem Russen unter die Nase. Der las das, wurde ernst

und heftig: "Wo du dein Pistol?!" Er tastet Vater die Hosentaschen ab, zog ihm die Uhr samt dem schönen Anhänger aus der Tasche und steckte sie ein. Dann schwangen sich die Russen auf ihre Räder und trampelten hurtig bergan.

*

Von Frühling, Sommer und Herbst habe ich nur den Sonnenschein in Erinnerung. Der Hunger blieb ständiger Begleiter; er konnte zuweilen quälend sein. Um diese Not etwas mildern zu können, hielten wir Hühner und Kaninchen. Die hungerten auch mit. Der kleine Garten lieferte nicht genug Futter. Also musste ich an Wegrainen Futter sammeln. Gartenarbeit, Abwasserpumpen, Jauchegrube leeren ... alles das konnte ich meinen Eltern auch nicht alleine überlassen.

In der Vorweihnachtszeit Geschenke zu basteln, das war eine Selbstverständlichkeit. Bei der Holzammelaktion im Russendorf hatte ich ein Brett aus dem Modder gezogen. Das war vor einem Jahr gewesen. Als wir es zu Brennholz zersägten, hatte es sich gezeigt, dass es Eichenholz war. Ich hatte einige Stücke vor dem Verheizen gerettet. Nun probierte ich daran, zu schnitzen. Meine gute Mutter bremsete mich nie in meinen Aktionen; im Gegenteil, sie interessierte sich dafür, was ich machte. Und so hatte sie mich unter Aufsicht, ohne dass ich es merkte. Bei meinen Schnitzversuchen kam sie an die Werkbank, zeigte mir, wie man das Werkstück einspannt, wie man das Schnitzmesser hält, wie man am besten die Schnitte führt. Heute frage ich mich, woher sie das als gelernte Textilverkäuferin wusste. Damals war es mir selbstverständlich, dass Mutter alles konnte. Und so schnitzte ich dann aus den Resten des Brettes zwei flache Schalen. Die kleine für meine Oma, die größere für den Papa. Und die Mutter wünschte sich eine Schütte für den Küchenschrank. Die für das Salz war schon lange kaputt. Sie war aus Steingut gewesen. Zu kaufen gab es die nicht mehr. Also machten wir eine aus Holz. Auch die Schösser am Küchenschrank waren kaputt. Ich wollte sie reparieren. Da ich das vor dem Heiligen Abend nicht geschafft hatte, schenkte ich Mutter einen Gutschein für die Reparatur. Dort hatte ich mich aber überschätzt. Bestimmt liegt der Gutschein heute noch irgendwo in den Papieren ihres Nachlasses. Mütter heben so etwas auf.

*

Ich hatte in dieser Zeit viel Glück, und ich denke mit Dankbarkeit an sie zurück. Dankbarkeit gegenüber meinem Schicksal, Dankbarkeit gegenüber meinen Eltern. Trotz der Not waren meine Eltern bemüht, ein Leben in geordneten Bahnen zu führen und mir die Augen für echte Werte offen zu halten - Werte in der Natur, in der Kultur, in der Moral, in der Ethik.

Die Erinnerungen an Angst und Schrecken, Hungern und Frieren verschwinden aus dem Gedächtnis. Sie werden

von den Erinnerungen an die wenigen glücklichen Minuten aufgezehrt. Was aber unverrückbar in mir geblieben ist, das ist die Abscheu vor Krieg und das Mitleid mit allen Menschen, die von Kriegen betroffen sind.

Siegfried Grunert

Coswig, am 13. Februar 2005

